

# AMTSBLATT

## DES EVANGELISCHENKONSISTORIUMS IN GREIFSWALD



Nr. 3	Greifswald, den 31. März 1970	1970
-------	-------------------------------	------

### Inhalt

	Seite		Seite
<b>A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen</b>	17	<b>E. Weitere Hinweise</b>	18
Nr. 1) Gefahr durch Schädlinge	17	Nr. 2) Lutherakademie - Voranzeige	18
<b>B. Hinweise auf staatl. Gesetze und Verordnungen</b>	18	Nr. 3) Sächsische Sing- und Musizierwochen 1970	18
<b>C. Personalmeldungen</b>	18	<b>F. Mitteilungen für den kirchl. Dienst</b>	20
<b>D. Freie Stellen</b>	18	Nr. 4) Pfingstbotschaft 1970	20
		Nr. 5) Hundert Jahre Diakonissen-Mutterhaus Bethanien	21
		Nr. 6) Gottesdienst als eschatologisches Heilsereignis - Vortrag von Sup. Dr. Bieritz	26

### A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

#### Nr. 1) Gefahr durch Schädlinge!

Evangelisches Konsistorium Greifswald,  
B 11 632 - 1/70 den 20. 3. 1970

Der Beginn der wärmeren Jahreszeit bringt unseren Gebäuden erhöhte Gefahr durch *Holzschädlinge*. Trotz aller Hinweise und Erinnerungen (vgl. Amtsblatt 1964 S. 120) wird ihrer Bekämpfung noch immer nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Die Folge sind schlagartig auftretende große Zerstörungen und *hohe Geldausgaben*, die zu vermeiden gewesen wären und besser für andere Zwecke hätten verwendet werden können.

#### I. Hausbock

Der Käfer, bis 25 mm lang, befällt besonders obere Teile der Gebäude, vermehrt sich sehr stark. Die Larven, bis zu 30 mm lang, leben 10 Jahre und länger, sie fressen das Holz von innen her auf. Befall ist zu erkennen an den ovalen Ausflughöchern von Erbsengröße und durch Abklopfen mit Hammer oder Stemmeisen. Dann stellt man unter der Oberfläche die Zerstörungen fest, das Holz ist in Mehl verwandelt und zerbricht.

#### II. Pochkäfer

Die kleinen Käfer, nur 2 1/2 bis 4 1/2 mm lang, befallen alles Holz, ob gestrichen, poliert oder roh, - in allen Teilen der Gebäude und in Möbeln und Einrichtungsstücken. Die Larven leben bis 4 Jahre im Holz und zerstören es von innen her. Der Befall wird sichtbar durch ausgeworfenes Holzmehl und durch die kreisrunden Ausschlupflöcher von 2-3 mm Durchmesser.

#### III. Hausschwamm

Der sehr schädliche Pilz kann sich überall ausbreiten, wo stagnierende Feuchtigkeit und dumpfe, feuchte Luft in Bauteilen vorhanden sind, nicht nur in Kellern und Schuppen, sondern auch in Bodenräumen, besonders am Dachfuß. Häufig treten zugleich Fäulnis- und Schimmelpilze und andere Schwammarten auf, die dem echten Hausschwamm vorarbeiten. Befallen werden Holzwerk aller Art, auch Möbel, Holz- und andere Leichtbauplatten, Briketts und Brennholz.

Das Myzel, ein Geflecht von unzähligen, hauchdünnen Fäden, bildet sich auf der Oberfläche und vor allem im Innern der Bauteile, wächst aber bis 30 m weit und dringt auch durch Mauern und Gewölbe hindurch. Oft scheint der Pilz abgestorben und ausgetrocknet, lebt aber auch noch nach 20 Jahren wieder auf. -

Der Befall ist mit Sicherheit zu erkennen an den fladenartigen Fruchtkörpern von hellgelblicher bis dunkelbrauner Farbe und den darauf entstehenden rotbraunen bis dunkelbraunen Sporen, die sich weithin und sehr schnell ausbreiten können und oft Fußböden und Einrichtungsstücke als feiner brauner Staub bedecken. Meist ist auch dumpfer, muffiger Geruch zu bemerken.

Gefördert wird die Schwammentwicklung durch undichte *Dachdeckung*, schadhafte *Regenrinnen*, Wasser- und Abflußleitungen, fehlende *Lüftung*, feuchtes, nicht isoliertes *Mauerwerk*, *Holzdecken* über feuchten Kellern, *Wandpaneele* und *Gestühlpodeste* ohne ausreichende Luftöffnungen, Lagern von Holz und anderen organischen Materialien in *feuchten Räumen*.

Alles Holzwerk kann in kurzer Zeit so zerstört werden, daß *Einstürze* und Unfälle die Folge sind.

## IV. Was ist zu tun?

Alljährliche, *gründliche Besichtigung* aller Gebäude durch die Baukommission, dabei müssen wirklich alle Räume, auch Dachböden, Abseiten, Schuppen, Keller untersucht werden, weil gerade von dort die meisten Schäden ausgehen. Bei Verdacht auf Holzschädlingsbefall nähere Untersuchung durch eine *Fachfirma für Schädlingsbekämpfung*, möglichst unter Beteiligung eines Zimmermannes. Ist tatsächlich Befall festgestellt, dann Meldung an das Konsistorium und an Staatliche Bauaufsicht beim Rat des Kreises (gesetzlich vorgeschrieben!).

*Bekämpfung* des Befalls nur durch eine Fachfirma oder zum mindesten unter deren Aufsicht. Nur diese kennt die wirklich zuverlässigen Mittel und Methoden. Anstrich oder Spritzen mit Teer, Xylamon oder Karbolium sind ungeeignet. Gänzlich zwecklos ist das Abkratzen der Pilze und Ausfegen der Schwammsporen.

*Beseitigung der Ursachen*, d. h. Reparaturen an Dachdeckung, Rinnen usw., Trockenlegen der Mauern, Keller, Fußböden. — Alles von Schwamm befallene Holz muß verbrannt werden. — Wiederholung der Besichtigung alle Jahre und, falls nötig, Wiederholung der Bekämpfungsmaßnahmen.

V. Schädlingsbefall an *Orgeln* ist besonders gefährlich, sowohl für das Werk wie das Gehäuse. Er muß unbedingt sofort Herrn Kirchenmusikdirektor Prost (Stralsund, Marienstr. 16 — telefonisch über Stralsund 2101) gemeldet werden. Bekämpfungsmaßnahmen dürfen nur unter Aufsicht eines Orgelbaufachmannes vorgenommen werden.

Schäden an *Kunstgegenständen* sind uns unverzüglich zu melden, damit mit Hilfe des Instituts für Denkmalpflege und fachkundiger Restauratoren notwendige Maßnahmen eingeleitet werden können.

Der Holzschädlingsbefall ist für die Gebäude und deren Einrichtung sehr gefährlich. Seine *Bekämpfung* ist aber bei Beachtung dieser Bestimmungen *durchaus erfolgversprechend* und darum aus wirtschaftlicher und kultureller Verantwortung *notwendig*.

Im Auftrage  
Schwarz

## B. Hinweise auf staatl. Gesetze und Verordnungen

## C. Personalmeldungen

In den *Vorbereitungsdienst der Kirche* übernommen nach bestandem 1. theologischem Examen wurde ab 1. Oktober 1969

Georg-Christoph Kähler — Greifswald.

## Berufen:

Pfarrer Hans-Helmut Schmidt aus Boldekow, Kirchenkreis Anklam, nach Heringsdorf, Kirchenkreis Usedom, zum 1. 5. 1969; eingeführt am 22. 2. 19

Pastor Manfred Krüger zum Pfarrer in Pro. Kirchenkreis Barth, am 1. 2. 1970; eingeführt 1. 3. 1970.

## D. Freie Stellen

## E. Weitere Hinweise

### Nr. 2) Lutherakademie — Voranzeige

Evangelisches Konsistorium Greifswald,  
A 31 809 — 1/70 den 3. März 1970

Wie der wissenschaftliche Leiter der Luther Akademie Sondershausen, Herr Professor D. Schott mitteilt, findet die *nächste Tagung der Luther-Akademie* in der Zeit vom 19. 27. 8. 1970 in Schwetznitz (Meckl.) statt.

Das genaue Programm wird später veröffentlicht.

In Vertretung:

Lange

### Nr. 3) Sing- und Musizierwochen und kirchlich-musikalische Lehrgänge der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

Evangelisches Konsistorium Greifswald,  
A 32 202 — 17/70 den 30. März 1970

Nachstehend veröffentlichen wir aus dem Amtsblatt der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens Mitteilungen über Sing- und Musizierwochen.

In Vertretung:

Labs

A 4. bis 11. Mai (Frühlingsferien):

*Singwoche auf Schloß Mansfeld (Südharz)*

Leitung: KMD Johannes Muntzschick, Leipzig.

Alte und neue Chormusik, Volkslieder in 11 Sätzen. Atemschule und Gymnastik, Stimmbildung, Harzwanderung. Ausreichend Freizeit. Tage 7 Mark.

Anmeldung bis 1. April an KMD Muntzschick, Leipzig, Brandvorwerkstraße 76, III.

A/B 4. bis 15. Juli

*Singwoche in Dresden-Leuben*

Leitung: Kantor Gerhard Schäfer, Dresden

Diese Singwoche ist offen für alle! Atemschulung, Stimmbildung, chorisches Singen (Choral, Volk Motette), geselliges Musizieren und Spiel. Ausgenutzt werden die besonderen Möglichkeiten der Kunst-

Dresden (Besuch der Gemäldegalerie u. a.) wahrgenommen werden und zur weiteren Vertiefung unseres Kunstverständnisses und Singens führen. Wanderfahrten in die Umgebung und das Elbsandsteingebirge. Tageskosten etwa 7,50 Mark. Einmalige Teilnehmergebühr 5 Mark.

Anmeldung bis 1. Mai an Kantor Schäfer, 8045 Dresden, Pirnaer Landstraße 114.

### B 13. bis 19. Juli

#### Zittauer Singwoche,

anschließend vom 20. bis 26. Juli Erholungswoche in Lückendorf am Hochwald (Zittauer Gebirge). Leitung: KMD Johannes Muntschick, Leipzig, und KMD Wolfgang Starke, Zittau.

Chormusik von J. H. Schein, H. Distler, Rottschweizer u. a. Alte und neue Madrigale und Volkslieder, offenes Singen, ausreichend Freizeit. Instrumente sehr erwünscht. 2 Woche in Lückendorf. Geselliges Musizieren, Erholung, Wandern, Volkstanz. Tageskosten 7,50 Mark, einmalige Teilnehmergebühr 5 Mark.

Anmeldung und Anfragen bis 1. Mai an KMD Starke, 88 Zittau, Straße der Roten Armee.

### B 19. bis 27. Juli

#### Singwoche in Neudorf am Fichtelberg

Leitung: KMD Hans-Joachim Schwinger, Karl-Marx-Stadt.

Werke alter und neuer Meister, a capella und mit Instrumenten, geselliges Singen und Musizieren. Instrumente sind erwünscht, aber nicht Bedingung (Blockflöten, Streicher usw.). Ausflüge in das Fichtelberggebiet. Tageskosten 6,50 Mark, einmaliger Tagungsbeitrag 5 Mark.

Anmeldung bis 1. Juni an Kantor Gotthold Grummt 9314 Neudorf (Erzgeb.) Nr. 57.

### A 22. Juli bis 4. August

#### Familien-singwoche im Bethlehemitstift Hüttengrund bei Hohestein-Ernstthal

Leitung: Kantor Gerhard Schäfer, Dresden.

Ein geladen sind Familien (auch Väter!), die Freude am gemeinsamen Singen haben und Anregung für das Musizieren in der Familie suchen. Basteln, Tanz, Spiel und Wanderungen ergänzen das Programm. Kinder nicht unter 4 Jahren! Tageskosten 7,00 Mark. Kinder ermäßigt. Einmalige Teilnehmergebühr 5 Mark.

Anmeldung bis 1. Mai an Kantor Schäfer, 8045 Dresden, Pirnaer Landstraße 114.

### D 25. Juli bis 2. August

#### Musikerwoche für Orchester in Freiberg

Leitung: Domkantor Paul Eberhard Kreisel, Zwickau.

Ein geladen sind Holzbläser, Blechbläser und Streicher. Werke des Barock, der Klassik und der zeitgenössischen Kirchenmusik, die in einer Abendmusik im Dom und in der Jakobikirche aufgeführt

werden. Von den Teilnehmern wird gute Intonation und Fähigkeit im Blattspiel erwartet. Zulassung in der Reihenfolge der Anmeldung, da Unterkunftsmöglichkeiten begrenzt. Tägliche Kosten 7,50 Mark, dazu einmalige Teilnehmergebühr von 5 Mark.

Anmeldung bis 30. Mai an Domkantor Kreisel, 9533 Wilkau-Haßlau, Teichstraße 32.

### C 3. bis 11. August

#### Liturgische Singwoche im Johannes-Falk-Haus Eisenach

Leitung: Kantor Walter Heinz Bernstein, Leipzig.

Stundengebet und Sakramentsgottesdienste, Studium, Chormusik, Volkslied, instrumentales Musizieren. Tägliche Kosten etwa 8 Mark.

Anmeldung bis 15. Juni an Herrn Klaus Petzold, 806 Dresden, Prießnitzstraße 5.

### C 6. bis 18. August

#### Singwoche im Ostseebad Graal-Müritz

für jüngere Gemeindeglieder (ab 18 Jahre).

Leitung: KMD Christoph Kircheis, Karl-Marx-Stadt.

Gesungen werden Werke von Schütz, Bach, Popping und Schöndlinger. Unkostenbeitrag 85 Mark. Anmeldung bis 30. April an KMD Kircheis, 9025 Karl-Marx-Stadt, Glauchauer Straße 4.

### D 6. bis 16. August

#### Sing- und Instrumentalwoche im Kirchengemeindehaus Meerane

Leitung: KMD Rudolf Krauß, Annaberg.

Mitarbeiter: Dr. Ursula Herrmann, Halle (Streicher), Siegrun Klemm, Bautzen, und Johannes Vetter, Pirna (Blockflöten).

Chorisches Musizieren (Streicher- und Bläserchor), Orchester- und Kammermusik, Einzelunterricht nach Wunsch, „Kantoreipraxis“ (auch mit Orff-Instrumenten) und geselliges Musizieren. Werke von Gabrieli, Telemann (Sinfonia melodica), Mozart und aus der zeitgenössischen Literatur. Anregungen zu Besetzungsfragen. Erwartet werden alle Orchesterinstrumente (Streicher und Bläser), Blockflöten (aber nur a-+880, barocke Griffweise). Auch Lauten und Gitarren (nicht Schlaggitarre!) sind erwünscht. Kosten für Verpflegung und Unterkunft (privat) sowie Teilnehmergebühr etwa 90 Mark. Bei Hotelquartier erhöht sich der Betrag etwas.

Anmeldung bis 30. Juni an KMD Krauß, 93 Annaberg-Buchholz, Dr.-Otto-Nuschke-Straße 22.

### C 17. bis 29. August

#### Chorwoche im Erholungsheim „Wilhelmshöhe“ in Buckow am Schermützelsee (Märkische Schweiz) mit eingeschlossenem Erholungsurlaub.

Leitung: KMD Hans-Jürgen Thomm, Leipzig.

Atmungs- und chorische Stimm- und Choralbildung, Volkslied, Werke aus der Motettenkunst alter Meister und dem zeitgenössischen Schaffen. Tägliche

Kosten 7,50 Mark. Einmalige Teilnehmergebühr 5 Mark.

Anmeldung bis 1. Mai an LKMD Thomm, 7031 Leipzig, Windorfer Straße 47.

*C 19. bis 26. August*

*Arbeitswoche für zeitgenössische Kirchenmusik im Magdalenenstift Altenburg*

Leitung: Domkantor Dr. Erich Schmidt, Meißen.

Diese Arbeitswoche soll junge Menschen mit den Ausdrucksmöglichkeiten neuer geistlicher Musik bekanntmachen. Das erarbeitete Programm wird auf einer anschließenden Chorreise (26. bis 30. August) einigen Gemeinden dargeboten. Literatur: Penderecki „Stabat mater“, Hufschmidt „Seligpreisungen“ und Motetten alter Meister.

Anmeldung bis 15. Mai an Domkantor Dr. Schmidt, 825 Meißen, Domplatz 7.

### Lehrgänge

*26. Mai bis 5. Juni*

*Lehrwoche für Orgelspiel in Zwickau.*

Leitung: Domorganist Günter Metz, Zwickau.

Diese Lehrwoche an der neuen Eule-Orgel im Dom ist für hauptamtliche Kirchenmusiker bestimmt. Literaturspiel (jeder Teilnehmer erhält täglich eine Stunde Einzelunterweisung), Improvisation (in Gruppen), Rundgespräch über Fachfragen, Besichtigung alter und neuer Orgeln. Täglich mehrere Stunden Übungsmöglichkeit an guten Instrumenten.

Anmeldung bis 5. Mai an Domorganist Metz, 95 Zwickau, Kreisigstraße 7.

*8. bis 14. Juni:*

*Sommerkursus für Kirchenmusik in Leipzig.*

Leitung: LKMD Hans-Jürgen Thomm, Leipzig, und ein Mitarbeiterkreis von Dozenten und Instrumentalisten.

Im Mittelpunkt dieses „Kleinen Musikfestes“ mit aktuellen Vorträgen, praktischen Vorführungen und künstlerischen Veranstaltungen steht das kirchenmusikalische Amt in der Vielfalt seiner Aufgaben. Offen für alle Kirchenmusiker der sächsischen Landeskirche.

Anfragen und Anmeldungen bis 1. Mai an LKMD Thomm, 7031 Leipzig, Windorfer Straße 47.

*13. bis 20. Juli:*

*Lehrgang für gottesdienstliches Orgelspiel und Chorleitung in der Apostelkirche Dresden-Trachau.*

Leitung: KMD Hans-Heinrich Albrecht, Dresden.

Dieser Lehrgang ist bestimmt für nebenamtliche Kantoren (C) und Hilfskirchenmusiker und soll dazu dienen, erworbene Fähigkeiten weiterzubilden und fachliche Anregungen zu vermitteln.

Anmeldung bis 31. Mai an KMD Albrecht, 8023 Dresden, Halleystraße 5.

A: Grundsingwoche, offen für alle;

B: Singwoche für Teilnehmer mit Chorpraxis;

C: Chorwoche (Erarbeitung größerer und anspruchsvoller Werke);

D: Instrumentalwoche.

## F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst

### Nr. 4) Pfingsten 1970

*Botschaft der Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen.*

#### *Wissen und nicht wissen*

Was wird morgen sein? Das weiß niemand. Wir wissen nicht, was uns die nächste Stunde oder der nächste Tag bringt. Wir wissen nicht, vor welchen neuen Problemen uns künftige Entdeckungen stellen werden. Wir wissen nicht, ob die Fähigkeit der Wissenschaftler, die Zukunft vorherzusagen und zu kontrollieren, uns glücklicher machen oder unsere Enttäuschung noch vergrößern wird. Wir wissen nicht, ob wir durch unser Versagen im Kampf gegen Hunger, Ungerechtigkeit und Elend unkontrollierbare Gewalt auslösen oder ob unsere wachsenden Bemühungen, dieses Problem zu lösen, genügen, um eine gerechtere Welt auf friedlichem Wege aufzubauen. Viele Männer, Frauen und Kinder wissen nicht, ob sie Kraft genug, Brot genug, Hoffnung genug haben für den nächsten Tag. Noch wissen wir Christen, was aus der Kirche und was aus unserem Glauben wird. Und unsere Unsicherheit paßt sich mit Furcht.

Wir haben recht, unsere Unwissenheit einzugehen. Wir sind frei, unserer Furcht zu spotten. Namentlich in dieser pfingstlichen Zeit. Denn wir wissen, daß sein Geist, der Jesus von den Toten auferweckt hat (Röm. 8, 11), denen gegeben ist, die diesem Jesus Christus nachfolgen. Es ist der Geist des lebendigen Gottes, dessen Leben Liebe, dessen Macht häufig verborgen, aber unbesiegt ist. Das wissen wir, denn in Jesus Christus, dem Herrn, haben wir sein Leben und seine Liebe, seine Macht und einen Sieg gesehen. Die Macht und Gegenwart Jesu Christi sind die Macht und Gegenwart Gottes. So wurden Wunder getan, wurden das Böse und die Krankheit bezwungen, erkannten die Menschen seine Macht, und einige begannen zu glauben. Dennoch war Jesus verlassen, ohnmächtig, den Mächtigen ausgeliefert und erlitt er den Tod. Und nach wurde seinen Jüngern – wie auch uns heute – bedeutet, daß Gott ihn auferweckt hat. Sein Leben ist das Leben Gottes, der für uns Mensch und unser Heil in der Welt wirkt. Das Wissen um Gottes Macht und Gottes Gegenwart, das der Auferstehung Jesu Christi gründet, ward uns durch die Gabe des Heiligen Geistes besiegelt. Darum wissen wir, daß wir in unserer Unwissenheit nicht allein sind, daß wir in unserer Angst nicht verlassen sind, daß wir in unserer Schwachheit nicht aufgegeben sind.

Wir haben recht, unsere Unwissenheit einzugehen. Wir sind frei, unserer Furcht zu spotten. Wir sind auch frei zu bekennen, daß wir als Chris-

und als Kirchen nicht treu zu dem stehen, was Gott uns gegeben hat. Denn es ist Gott, der gibt; es ist Jesus Christus, der leidet und aufersteht; es ist der Geist, der in uns wirkt und leidet und uns erneuert.

Darum wollen wir uns an Pfingsten gemeinsam Unwissenheit, Angst und Versagen stellen und uns freuen. Denn letztlich geht es darum, daß wir uns in den Fragen, auf die wir keine Antwort wissen, den Dingen, die uns ängstigen, und dem Versagen, das unser Zeugnis unglaublich macht, dem Heiligen Geist des lebendigen Gottes, dem wahren Leben und der Gegenwart Jesu Christi stellen: der Wirklichkeit Gottes, die Fleisch wurde, um mit uns zu sein und für uns einzustehen. Der Heilige Geist ist es, der uns stark macht, neu zu beginnen, neue Hoffnungen zu entdecken und neu für Gerechtigkeit, Frieden und wahrhaftes Leben einzutreten. Darum erinnern wir Euch vertrauensvoll an die Worte des Apostels: „Erneuert euch aber im Geist eures Gemüts und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ (Eph. 4, 23 f.)

*Die Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen:*  
Ehrenpräsident Pfr. Dr. W. A. Visser 't Hooft – Genf, Schweiz

Patriarch German von Serbien – Belgrad Jugoslaw.  
Bischof D. Dr. Hanns Lilje – Hannover, Deutschl.  
Pfr. Dr. D. T. Niles – Atchuwely, Ceylon  
Pfr. Dr. Ernest A. Payne – Pitsford, England  
Pfr. Dr. John C. Smith – New York, USA  
Bischof A. H. Zulu – Eshowe, Südafrika

## Nr. 5) Hundert Jahre Diakonissen-Mutterhaus Bethanien

Bethanien, das Diakonissen-Mutterhaus unserer Landeskirche, blickt auf ein Säkulum seines Bestehens zurück. Gewiß, unser Bethanien ist nur ein kleines Glied in der großen Kette der unter dem Namen „Innere Mission“ zusammengefaßten Werke und Dienste christlicher Gemeinden, eines von 74 im Kaiserswerther Verband zusammengeschlossenen deutschen Diakonissen-Mutterhäusern, weder das älteste und ehrwürdigste noch das größte und bedeutendste! In den Lexika und Enzyklopädiën wird es nicht genannt; dort finden wir unter dem Stichwort „Bethanien“ zumeist nur einen kurzen Artikel über den aus den Evangelien bekannten Wohnort von Maria, Martha und Lazarus, wo Jesus in der Passionswoche einkehrte, wo ihn eine Frau im Hause des Aussätzigen Simon salbte, wo den um ihren kranken Bruder bangenden Schwestern sein Wort gesagt wurde, daß „diese Krankheit nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes ist“, und wo schließlich der Ort der Himmelfahrt Jesu verehrt wird. Hieran aber wird uns deutlich, daß es dieser Ort gewesen ist, der „unserem“ Bethanien mit seinem Namen den großen und verpflichtenden Auftrag seines Dienstes gegeben hat, und wir werden zugleich verstehen, daß es nicht die erste und einzige Stätte weiblicher Diakonie dieses Namens ist.

Neueren Darstellungen der Geschichte der Inneren Mission zufolge gehört das Jahr, in dem unser Diakonissen-Mutterhaus gegründet wurde, nicht mehr der „klassischen Zeit der Inneren Mission“, sondern einer „Periode mangelnder schöpferischer Initiative“ an.<sup>1)</sup> Da in der Geschichte der Kirche Christi aber nicht nur der Maßstab sogenannter klassischer Zeiten gilt und auch das Vorhandensein oder Fehlen schöpferischer Initiativen keineswegs eine Norm ist – denn wahrhaft „schöpferisch“ ist nur Einer! –, vielmehr nach der Treue und Bewährung in der Bezeugung des Glaubens und der Liebe als entscheidenden qualitativen Merkmalen des Dienstes, auf den es hier ankommt, zu fragen ist, sollen im folgenden unter diesem letzteren Gesichtspunkt dankbar und kritisch einige Umriss und Fakten aus der so außerordentlich wechselvollen Geschichte des Diakonissen-Mutterhauses Bethanien dargestellt werden.

### I. Die Vorgeschichte

Es waren gerade erst fünf Jahre seit der Gründung Bethaniens vergangen, da konnte man in der Presse lesen: „Selten hat sich ein Diakonissenhaus so schnell und fröhlich entwickelt . . .“<sup>2)</sup> In der Tat ist die Anfangszeit Bethaniens so bemerkenswert, daß es sich lohnt, auch der Vorgeschichte der Gründung einigen Raum zu widmen.

Nach bescheidenen, fast ausschließlich individuell geprägten Neuanfängen christlicher Liebestätigkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es die außerordentlich starken Impulse, die von Johann Hinrich Wichern und Theodor Fliedner ausgingen, die auch im Bereich der damaligen Provinz Pommern die Arbeit der „inneren Mission“ nach vielen Seiten hin zum Tragen brachten.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> W. Schütz, Art. „Innere Mission“, in: RGG<sup>3</sup>, Bd. 3, 1959, Sp. 759; vgl. H. Chr. v. Hase, Zum Selbstverständnis der Diakonie, in: ThLZ, Jg. 79, 1954, Sp. 731 ff.; G. Noske, Heutige Diakonie der evang. Kirche. Formen und Aufgaben ihrer karitativen und sozialen Arbeit, 1956; E. Schering, Erneuerung der Diakonie in einer veränderten Welt, 1958. – Für Kaiserswerth vgl. H. Dietzfelbinger, Die Mutterhausdiakonie Kaiserswerther Prägung, in: Getrostes Dienen, Bericht von der XXIII. Tagung der Kaiserswerther Generalkonferenz, 1956, Seite 37–63; W. Koppen, Der Kaiserswerther Verband, in: Kirchliches Jahrbuch 1965, S. 269 ff.

<sup>2)</sup> Correspondenzblatt des Evang. Diakonissenhauses in Halle, zitiert nach der Wiedergabe bei J. H. Wichern, Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg, 33. Serie, Nr. 2, Hamburg 1876, S. 43.

<sup>3)</sup> Die wichtigsten Darstellungen mit bibliographischen Nachweisungen: J. Steinweg, Handbuch der Inneren Mission, Bd. 2 (Anstaltsarbeit), 1925; M. Gerhardt, Ein Jahrhundert Innere Mission, 2 Bde, 1948; G. Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit, 1959<sup>3</sup>; H. Keimm, Das diakonische Amt der Kirche, Bd. 1, 1965<sup>2</sup> und Bd. 2, 1960; Paul Philippi, Christozentrische Diakonie, 1963 (mit Bibliographie S. 321–337). – Zur weiblichen Diakonie vgl. speziell Th. Schäfer, Die weibliche Diakonie, 3 Bde, 1911<sup>3</sup>; E. v. d. Goltz, Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche, 1924<sup>2</sup>; ferner Kirchliches Jahrbuch 1956, S. 420 ff. und 1965, S. 213 ff.

Wichern war seit 1847 mehrfach, Fliedner im Mai 1850 durch Pommern gereist. Wicherns „Briefe und Tagebuchblätter“ aus dieser Zeit gehören zu dem erschütterndsten, was damals über den sozialen und kirchlichen Notstand in weiten Teilen der Provinz aufgeschrieben worden ist. Hinzu kam der tiefe Eindruck der revolutionären Ereignisse des Jahres 1848, um so manches Gewissen in heilsame Unruhe zu versetzen. Es war freilich nur ein kleiner Kreis aus denen, die Verantwortung trugen, die vom Glauben getrieben, die Zeichen der Zeit erkennend und den Impulsen Wicherns und Fliedners nachgebend, sich zusammenfanden, um wenigstens anzufangen mit dem, was sie ihrer eigenen Einsicht gemäß nach Lage der Dinge für unumgänglich notwendig hielten.

In unserem Zusammenhang geht es dabei um zwei dieser Männer, die sich mit großem Elan der Sache der Inneren Mission widmeten, die Gebrüder Johannes und Wilhelm Quistorp, von denen dieser ein Pastor und jener ein Industrieller war, beide aus einem seinerzeit sehr bekannten, in Mecklenburg und Pommern beheimateten Gelehrten- und Pastorengeschlecht stammend, aus dem uns als allerdings nicht gerade charaktvollster Vertreter seines Geschlechtes der Schwiegervater Ernst Moritz Arndts bekannt ist.<sup>4)</sup> Wilhelm Quistorp gehörte zu den ersten Kandidaten der Theologie, die sich Wichern zur Verfügung stellten und im Rauhen Hause weiter zugerüstet wurden, um dann im Dienste der Inneren Mission zu wirken.<sup>5)</sup> Als im Jahre 1850 als Frucht eines Vortrages von Wichern nach dem Muster des Rauhen Hauses das Züllchower Brüderhaus gegründet und einem bereits seit 1831 bestehenden Rettungshause angegliedert wurde, entsandte Wichern aus Hamburg als Hausvater und Leiter der Anstalt seinen Schüler Wilhelm Quistorp, der zugleich auch die Leitung des Sekretariats des ebenfalls noch jungen Provinzialvereins für Innere Mission übernahm. Die von ihm 1852 begründeten „Züllchower Konferenzen“ trugen wesentlich dazu bei, daß das Züllchower Brüderhaus „der Mittelpunkt der Inneren Mission im Nordosten Deutschlands geworden ist“.<sup>6)</sup> Im Jahre 1858 jedoch, als hier in finanzieller Hinsicht, aber auch durch persönliche Differenzen unter den Mitgliedern des Provinzialvereins eine erste große Krise in der Arbeit der Inneren Mission begann, verließ Wilhelm Quistorp Züllchow, um als Pastor in Ducherow zu wirken. Doch blieb er der Sache treu, und erschuf in Ducherow als Vorsitzender eines Lehrer und

Geistliche vereinenden „Lehrerbundes“ in den Jahren 1865–67 das „Bugenhagenstift“<sup>7)</sup>, in einer Zeit katastrophalen Lehrermangels gedacht als ein Heilmittel für die beschämend vielen unversorgten Waisenkinder aus dem Lehrerstande. Es war übrigens bereits damals geplant, späterhin dem Stift u. a. auch eine Diakonissenanstalt anzugliedern. Doch die allgemeine und also auch hier sehr schnell erlahmende Teilnahme am Werk der Inneren Mission beschwo alsbald eine Lage herauf, in der das Stift wieder einzugehen drohte: „... die Liebestätigkeit der christlichen Kreise war erlahmt.“<sup>8)</sup> Vor allem dem persönlichen Eingreifen Friedrich von Bodelschwingh ist es zu danken, daß die begonnene Arbeit fortgesetzt werden konnte.

An dieser Stelle verlassen wir vorerst das Ducherower Bugenhagenstift und seinen Gründer, Wilhelm Quistorp. Niemand konnte damals ahnen, daß er einen Tag geben würde, an dem Ducherow seine Pforten den Angehörigen des Mutterhauses Bethanien obdachgewährend öffnen mußte. Und so werden wir uns erst jetzt dem anderen Quistorp zu dem jungen, reichen Unternehmer Johannes Quistorp, einem der wenigen seines Standes, die nicht nur bereit waren, in bestimmtem Umfange ihr Vermögen in die Arbeit der Inneren Mission einzubringen, sondern die sich auch den durch ihre Stand wesentlich verschuldeten sozialen Mißstände durch offenes Eingeständnis der Versäumnisse und durch konkrete Vorschläge und Versuche zur Abhilfe stellten. Johannes Quistorp jedenfalls gehörte zu den charaktvollsten dieser jungen Industriellen.<sup>9)</sup>

Wichern war auf Johannes Quistorp, den Bruder seines Rauhaus-Schülers, aufmerksam geworden durch die seinen Vorstellungen von innerer Mission sehr nahekommende soziale Arbeit in dessen Industriewerk in Lebbin auf der Insel Wollin. Im Jahrgang 1865 von Wicherns „Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause“ erschien ein ausführlicher Bericht über die für damalige Verhältnisse ungewöhnlich nach heutigen Maßstäben freilich unzulängliche Fürsorge für die Arbeiter in der Lebbiner Zementfabrik. In der berühmten Autobiographie Carl Ludwig Schleichs sind immer noch lesenswert die Kinheitserinnerungen an Lebbin, wo Generationen seiner Vorfahren als Pastoren gewirkt hatten, für unseren Zusammenhang und in diese Zeit hinabreichend besonders die Schilderung der dortigen Kalbergwerke und Zementfabrikation, typisch aber außer dem ausschließlichen Blickwinkel einer „beson-

<sup>4)</sup> Vgl. B. v. Quistorp, Geschichte der Familie Quistorp, 1901 (jedoch ohne Darstellung der uns interessierenden Linie, der J. und W. Quistorp angehören).

<sup>5)</sup> Über W. Quistorp vgl. M. Gerhardt, a.a.O., Bd. 1, S. 137 und S. 167; A. Uckeley, Aus der Geschichte der Inneren Mission in Pommern, in: Festschrift für den 36. Kongreß für Innere Mission, 1911, S. 14 und S. 24; G. Besch, Wicherns Beziehungen zu Pommern, in: Wichern und die Innere Mission Pommerns, 1938, S. 39.

<sup>6)</sup> F. Jahn, Geschichte der Züllchower Anstalten, 1891; vgl. A. Uckeley, a.a.O., S. 20.

<sup>7)</sup> Vgl. Rosenstedt, Das Bugenhagenstift . . . in Ducherow, in: Bilder aus dem kirchlichen Leben und der christlichen Liebestätigkeit in Pommern, Bd. 1, 1895, 69 ff.

<sup>8)</sup> Ebd., S. 71; vgl. A. Uckeley, a.a.O., S. 24.

<sup>9)</sup> Über J. Quistorp vgl. M. Gerhardt, a.a.O., Bd. 1, S. 299–302 und Bd. 2, S. 13; A. Uckeley, a.a.O., S. 1; R. Harney, Die Arbeit der Inneren Mission in Pommern, in: Festschrift für den 36. Kongreß, a.a.O., S. 37–40; G. Besch, a.a.O., S. 40.

Vergangenheit“, die die Not und Armut darin einfach übersieht.<sup>10)</sup>

In der damaligen Provinzhauptstadt Stettin, die in jenen Jahren gleich vielen anderen Städten ihre Bevölkerungsexplosion erlebte und alljährlich viele tausend Zuzügler unterbringen mußte, zählte Johannes Quistorp zu den ganz wenigen engagierten Vorkämpfern innerer Mission. In demselben Jahre, als das Züllchower Brüderhaus gegründet wurde, beschloß der erste Provinzialverein für Innere Mission auch die Gründung einer „Kinderheil- und Diakonissenanstalt“, gemäß den Anregungen, die Fliedner bei seinem Stettiner Aufenthalt gegeben hatte, und unter dem unauslöschlichen Eindruck, daß für die in Armut und Krankheit dahinvegetierenden Kinder nun auch wirklich etwas getan werden müsse.<sup>11)</sup> Fliedner schickte aus Kaiserswerth die ersten Schwestern für das Haus, dessen Entwicklung jedoch nach wenigen Jahren zu stagnieren begann. Ängstlichkeit kommunaler und auch kirchlicher Behörden, Differenzen im sehr gemischt zusammengesetzten Vorstand der Anstalt, auch kirchenpolitische und selbst konfessionelle Gesichtspunkte trugen dazu bei, daß das begonnene Werk wieder zu zerbrechen drohte. Johannes Quistorp, der dem Vorstand angehörte, trat schließlich, im Jahre 1869, aus und gründete selbst eine Anstalt, das Diakonissen-Mutterhaus „Bethanien“.<sup>12)</sup>

## II. Die Anfänge

Mit einer Stiftung in Höhe von 4000 Talern, bestimmt zur Einrichtung einer „Mägdeherberge“, in der von auswärts zuziehenden und in der Großstadt Arbeit suchenden „Mägden“ Schutz und Unterkommen gewährt werden sollte, begann sich das neue Arbeitsfeld aufzutun.<sup>13)</sup> Von Anfang an förderte Johannes Quistorp mit großer Umsicht das entstehende Werk. Durch seine Freundschaft mit Wichern stand er in unmittelbarem Kontakt und Erfahrungsaustausch mit anderen gleichartigen Bestrebungen. Dem in Neu-Torney errichteten „Ernststienenhof“ wurde zunächst eine Kleinkinderschule angegliedert und damit verbunden ein „Wirtschaftspensionat“ und Ausbildungsstätten u. a. für Kinderpflegerinnen und Kleinkinderlehrerinnen, unter der Leitung einer aus Kaiserswerth berufenen Schwester. Zugleich aber bestand auch der Plan einer Erweiterung des Hauses durch den Bau einer Diakonissenanstalt und eines Krankenhauses.<sup>14)</sup>

Johannes Quistorp gehörte damals zu den wichtigsten Mitarbeitern Wicherns in der im Central-Aus-

schuß für Innere Mission viel diskutierten sozialen Problematik jener Jahre. Auf dem Stuttgarter Kirchentag des Jahres 1869 warf Wichern den „spezifisch Frommen“ ihre „Nichtbeteiligung an den großen sozialen Fragen der Gegenwart“ vor, und Johannes Quistorp konkretisierte dies in seiner Rede mit ungewöhnlicher Offenheit an der Praxis der pommerschen Konservativen, denen die sozialen Mißstände der Arbeiterschaft völlig gleichgültig seien: Sich selbst würden diese Herren keine Bequemlichkeit versagen, aber für die Unterbringung ihrer Leute würden sie schlechter sorgen als für ihre Pferde und Kühe.<sup>15)</sup>

Im gleichen Jahre begann Quistorp mit dem Bau von „Bethanien“, eines für damalige Verhältnisse modernen, geräumigen, stattlichen Diakonissen- und Krankenhauses, mit Apotheke und Wirtschaftsräumen, dazu in einem Seitenflügel mit einem großen Kirchsaal, der auch den Gemeindegliedern des Neu-Torneyer Stadtteiles, für die noch keine eigene Kirche gebaut worden war, als gottesdienstliche Stätte dienen sollte. Um von vornherein das Problem der geistlichen Versorgung zu lösen, gemäß den ungenuten Erfahrungen im Streit um den Status der Stettiner „Kinderheil- und Diakonissenanstalt“, ließ Quistorp gleichzeitig mit dem Hauptgebäude ein Pfarrhaus erbauen, und für die Anstalt wurde sogleich ein eigener Pastor berufen. Im Jahre 1883 erhielt Bethanien sogar das Parochialrecht, „so daß Bethanien rechtlich und kirchlich ganz selbständig und der kirchlichen Verfassung eingeordnet“ war.<sup>16)</sup>

Alles in allem waren die äußeren ebenso wie die inneren Voraussetzungen der neuen Anstalt in vieler Hinsicht und im Blick auf die damaligen Möglichkeiten die denkbar besten. Es möge dahingestellt bleiben, ob es wirklich zutrifft, daß die 25 zwischen 1850 und 1870 in Deutschland gegründeten Diakonissenhäuser nur „Nachahmung“ der vier schon vor 1850 bestehenden gewesen sind und also „sekundären Charakter“ trugen, indem sie „eklektisch aus dem einen Haus dieses, aus dem anderen jenes“ aufnahmen.<sup>17)</sup> In Wicherns „Fliegenden Blättern“ konnte jedenfalls, wie wir sahen, bereits nach fünf Jahren festgestellt werden, daß sich ein Diakonissenhaus selten so „schnell und fröhlich“ entwickelte wie die Quistorpsche Stiftung in Neu-Torney. Als wesentliche Ursache dafür sieht der Bericht folgendes: Bethanien „hat vor den meisten ähnlichen Anstalten den Vorzug, daß es nicht, wie andere, einen Teil der dargebrachten Liebesgaben zur Schuldentilgung oder Zinsenzahlung verwenden muß, sondern damit nur die laufenden Ausgaben zu bestreiten hat.“<sup>18)</sup>

Am 1. Advent 1869 wurde die Anstalt eingeweiht und die Arbeit mit sieben Schwestern begonnen.

<sup>10)</sup> C. L. Schleich, *Besonnte Vergangenheit, Lebenserinnerungen 1859–1919, 1922*, S. 27 ff.

<sup>11)</sup> R. Harney, a.a.O., S. 37 ff.; vgl. H. Klett, *Im Dienst der Liebe. Hundert Jahre Innere Mission der Evang. Kirche in Pommern*, 1949, S. 10.

<sup>12)</sup> Meinhof, *Bethanien, Diakonissen- und Krankenhaus in Neu-Torney*, in: *Bilder aus dem kirchlichen Leben*, a.a.O., Bd. 1, S. 1–32; vgl. R. Harney, a.a.O., S. 37 und S. 39 f.

<sup>13)</sup> Meinhof, a.a.O., S. 4; R. Harney, a.a.O., S. 42 f.

<sup>14)</sup> Meinhof, a.a.O., S. 4; R. Harney, a.a.O., S. 38

<sup>15)</sup> M. Gerhardt, a.a.O., Bd. 1, S. 300 f.; vgl. auch W. Quistorp, *Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe*, 1891 (= *Evang.-soziale Zeitfragen*, hg. v. O. Baumgarten, Reihe 1, H. 10).

<sup>16)</sup> Meinhof, a.a.O., S. 5.

<sup>17)</sup> G. Uhlhorn, a.a.O., S. 737 f.

<sup>18)</sup> J. H. Wichern, *Fliegende Blätter*, a.a.O., S. 42 f.

Bereits im folgenden Jahre wuchs die Zahl der Schwestern auf 37 an, und nach weiteren vier Jahren waren es 84 Schwestern und Diakonissenschülerinnen, denen die Anstalt zum Mutterhaus geworden war. Außer dem Krankenhaus und den anderen zum Anstaltskomplex gehörenden Einrichtungen arbeiteten die Schwestern in 22 Außenstationen. Zwei Drittel der bis 1874 aufgenommenen Diakonissen kamen aus der Heimatkirche.<sup>19)</sup>

Die meisten der jungen Diakonissen wurden, kaum daß sie in der Anstalt heimisch geworden waren, 1870 und 1871 mit den Schrecken des Krieges konfrontiert. Unter zum Teil schwersten Bedingungen taten sie ihren, in der Geschichte der Verwundetenpflege bis dahin ja noch nahezu unbekanntem Dienst u. a. in den Lazaretten von Saarbrücken, Erfurt, Charlottenburg und Lebbin. Auch Bethanien selbst wurde Lazarett. Die Anstaltsräume reichten für die große Zahl der hierher gebrachten Verwundeten nicht aus, so daß viele im Garten in Zelten liegen mußten. In aller Eile wurde auf dem Grundstück eine massive „Winterbaracke“ aufgebaut, die auch späterhin dem Krankenhaus angegliedert blieb.<sup>20)</sup>

Angesichts solcher und anderer, bereits in den ersten Jahren spürbaren Belastungen kam es fast zwangsläufig zu der auch hier immer wieder gestellten Frage, ob man denn wohl den übernommenen sowie den hinzukommenden Aufgaben gewachsen sein werde. Dabei wurden nach den ersten fünf Jahren die beiden Hauptsorgen durchaus beim Namen genannt, Sorgen, die im Grunde jedes nur in der Gemeinschaft mehrerer Menschen zu tragende Werk christlicher Fürsorge für eine bestimmte größere oder kleinere Gruppe leidender Mitmenschen zu einem Wagnis machen und die letztlich nur getragen werden können in jener Weise verrauender „Sorglosigkeit“, die nicht mit Leichtfertigkeit zu verwechseln ist, sondern sich gründet in dem, was Jesus selbst auf Erden vorgelebt und in seinen Sorge-Worten der Bergpredigt uns hinterlassen hat. So kam auch Bethanien nicht an den beiden Fragen solcher Sorge vorbei: Werden wir genug Schwestern haben, die sich rufen lassen in diese Form geordneten Dienstes, wie sie uns gegeben ist, und werden uns die auch für unsere Arbeit nun einmal notwendigen Mittel in die Hand gegeben werden, damit wir das tun können, was wir als unseren Auftrag erkannt haben? Und so wurde bereits im Anstaltsbericht des Jahres 1874 die Frage gestellt, ob wohl nicht „dem Werke schließlich aus seinem großen Vorzug vor anderen Stiftungen ein großer Nachteil erwachsen würde, wenn die Provinz – durch die Opferwilligkeit eines Wohltäters verwöhnt – auch in Zukunft die ganze Last größerer Opfer auf dieselben willigen Schultern legen wollte“. Was den Nachwuchs betrifft, mußte festgestellt werden: „Leider sind auch in Neu-Torney im Jahre 1874 nur 6 Mädchen neu eingetreten gegen 20 des Vorjahres.“<sup>21)</sup>

<sup>19)</sup> Ebd., S. 43.

<sup>20)</sup> Meinhof, a.a.O., S. 5 ff.

<sup>21)</sup> J. H. Wichern, a.a.O., S. 43.

Hinzu kam noch eine weitere, im Grunde die schwerste Belastung, die geradezu lähmend für die gesamte Arbeit hätte wirken können, weil sie da redliche Wollen und die innere Wahrhaftigkeit derer in Frage stellte, die mit dem Werk begonne hatten. Die ersten Jahre Bethaniens fielen in eine Zeit, in der fast überall die gesamte alte politisch-gesellschaftliche Daseinsordnung zusammenbrach, eine neue Ordnung, von der die Kirche gesagt hatte, sie sei gottgewollt. Nur so ist es zu erklären, daß selbst krasseste Formen kapitalistischer Ausbeutung und egoistische Machtinteressen der Unternehmerschicht in bestimmten kirchlichen Kreisen theologisch verbrämt wurden, oft genug nur, um die eigene Unsicherheit dahinter zu verbergen. So stand man der Arbeit der Inneren Mission kirchlichseits vielerorts reserviert gegenüber, eben weil sich die Tabus des alten gesellschaftlichen Ordnungsschemas durchbrach. Nicht nur in Stettin mußte sich Wichern mit denen auseinandersetzen, „welche von der inneren Mission den Untergang der Kirche fürchten“.<sup>22)</sup> Auf der anderen Seite war aber ebenso unverkennbar der konservative Grundzug in den Anschauungen Wicherns und seiner Freunde. Auch Johannes Quistorp, der den sogenannten Kathedersozialisten nahestand, wurde deshalb mehrfach öffentlich angegriffen. Seine Stiftung Bethanien nahm z. B. der Stettiner Archidonus Schiffmann zum Anlaß, um den Vorwurf zu erheben, der Central-Ausschuß für Innere Mission sei weiter nichts als eine „reaktionäre Parteiorganisation neben der Kirche“.<sup>23)</sup>

In welcher Form und von wo auch immer Kritik oder Anfeindung laut wurde, entscheidend war, daß die Schwesternschaft mit dem ihr aufgetragenen Dienst jedem, der ihn begehrte, zu helfen bereit war.

### III. Aus der Arbeit eines Dreivierteljahrhunderts

Entgegen allen Sorgen und Belastungen war, aus ganzem Gesehen, die Entwicklung Bethaniens über Jahre hinweg eine ruhige und stetige. Es gab Krisen, aber sie brachten die Arbeit nicht zum Erliegen. Wie sehr Menschen den Geist eines Hauses, den Arbeitsstil und die Lebensführung in einer Anstalt prägen können, läßt sich eindrücklich an der Entwicklung Bethaniens nachweisen. Fast vier Jahrzehnte hindurch haben zwei Menschen in der Leitung des Hauses nebeneinander und miteinander gewirkt und durch ihre sich ergänzenden Fähigkeiten entscheidend dazu beigetragen, daß in „treuer, sonnener und zielbewußter Arbeit die Anstalt fröhlich wuchs und sich erweiterte“: die Oberin Philippine Mangelsdorf und Pastor Julius Brandt. Von Philippine Mangelsdorf, einer Lehrerstochter und ausgebildeten Lehrerin, die dann doch als ihr Lebensberuf den der Diakonisse erwählte, wird berichtet, in wie unnachahmlicher Weise sich bei der Gabe der Leitung mit der Bereitschaft eigen selbstlosen Dienens verband, wie sie in kindlich

<sup>22)</sup> G. Besch, a.a.O., S. 38 f.

<sup>23)</sup> M. Gerhardt, a.a.O., Bd. 1, S. 302.



Glaubenseinfalt zugleich einen ausgeprägten Sinn für alles Schöne und Wahre in der Welt hatte, und doch den schweren und langen Tag einer Diakonisse mit einem „strengen Pflichtbewußtsein, das keine Schonung kannte“, zu bewältigen vermochte.<sup>24)</sup>

Julius Brandt gehörte zu jenen Vertretern einer konservativ bleibenden Pastoraltheologie, die zwar alles Neue, das von den „bewährten Wegen der Alten“ abwich, beharrlich zurückwies und konsequent an dem festhielt, was sie als richtig erkannten, die aber vielleicht gerade darum an ihrem Platz die ihnen gegebene Aufgabe mit einer geradezu bewundernswerten Treue und Stetigkeit erfüllten. Es wird nicht zuletzt diese Art des Wirkens gewesen sein, die Julius Brandts Dienst im Mutterhaus Bethanien so fruchtbar werden ließ. Er war als Kandidat in Kaiserswerth gewesen, hatte die Kaiserswerther Anstalten im Orient besucht, danach ein Pfarramt übernommen und war schließlich, einem Ruf Johannes Quistorps folgend, der Hausvater Bethaniens geworden.<sup>25)</sup> Seit 1890 wurde ein zweiter Pastor berufen, der ebenso wie ein jährlich vom Konsistorium zugewiesener Vikar besonders den Dienst der Krankenhausseelsorge zu versehen hatte.<sup>26)</sup>

Von Jahr zu Jahr nahm die Zahl der Patienten, die stationär oder ambulant behandelt wurden, zu. Um die Jahrhundertwende wurden alljährlich an die 2000 Kranke aufgenommen und gepflegt, und zu Beginn des zweiten Weltkrieges war es die doppelte Anzahl von Kranken, um deren Gesundheit an Leib und Seele die Ärzte und Schwestern Bethaniens bemüht waren. Die gesamte Hauskollekte – vor dem ersten Weltkriege jährlich etwa 12000 Mark – wurde ausschließlich für die Behandlung und Verpflegung der Armen verwandt. Wegen der ständig steigenden Zahl der Aufnahme findenden Kranken waren Krankenhausneubauten auf dem Anstaltsgelände erforderlich, und die Fortschritte in der medizinischen Wissenschaft brachten große finanzielle Aufwendungen mit sich, damit ein eigenes Operationshaus, neue Röntgenräume und moderne Laboratorien eingerichtet werden konnten. Woher aber sollten die Mittel dafür kommen? Man kann verstehen, wenn gelegentlich seufzend gesagt werden mußte: Wir sind „eine Wohltätigkeitsanstalt, die selbst nichts als Schulden hat“.<sup>27)</sup>

Die Zahl der Schwestern hatte ständig zugenommen. Von 84 Schwestern im Jahre 1874 wuchs sie weiter an auf 154 im Jahre 1884, 250 im Jahre 1895, 355 im Jahre 1910 und 470 im Jahre 1935. Den steigenden Zahlen entsprach eine wachsende Vielfalt des Einsatzes in schließlich weit über hundert Orten, im Dienst an Kranken und Alten, an Säuglingen und Kindern, in Heimen und Schulen sowie in vielen Gemeindegewerkschaften. Für die Ausbildung und Zurüstung zu all diesen ganz verschiedenartigen Aufgaben wurden entsprechende Vorausset-

zungen im Mutterhaus und durch Neubauten auf dem Anstaltsgelände ebenso wie durch Heranziehung qualifizierter Fachkräfte geschaffen.<sup>28)</sup>

Die Ausbildung der Schwestern wurde wie folgt geordnet: Nach einer einjährigen Probezeit im Mutterhaus, die vor allem der Eingewöhnung und Unterweisung diente, wurde die Eintretende als „Beischwester“ einer älteren Schwester zumeist auf eine Außenstation entsandt, entweder auf „das erste und wichtigste Arbeitsfeld“, die Gemeindepflege, oder in die Anstaltspflege (entweder im Krankenhaus Bethanien selbst oder in andere Krankenhäuser, in denen Schwestern aus Bethanien tätig waren), oder in die Erziehungstätigkeit (besonders im Magdeburger Augustastift). Nach vier- bis fünfjähriger Arbeitszeit erfolgte, meist zu Pfingsten, die Einsegnung. Von Anfang an wurde auch der Urlaub der Schwestern fest geregelt, und es wurden dafür eigene Erholungsheime erbaut. Ein Feierabendhaus schließlich nahm die alt gewordenen Schwestern auf.<sup>29)</sup>

#### IV. Bethanien und Ducherow

Auch in Ducherow, wohin uns schon die Entstehungsgeschichte unseres Mutterhauses geführt hatte, unterhielt Bethanien bald eine eigene Außenstation. Die seit der Zeit der Gründung bestehenden Beziehungen brachen nie ganz ab. Im Verlauf des zweiten Weltkrieges wurde das Krankenhaus Bethanien in ein Lazarett umgewandelt, das zuletzt 400 Betten umfaßte.<sup>30)</sup> Beim Näherrücken der Front wurden zunächst die Feierabendschwestern und die jungen Schwestern ausgewiesen. Schließlich blieben nur noch zwölf Schwestern übrig, die zum Dienst im Lazarett verpflichtet waren. Der größte Teil der anderen Schwestern, viele mit den ihrer Pflege anbefohlenen Kindern oder Alten, war im Binnenlande weit zerstreut. Von den über 400 Schwestern, die zu Beginn des Jahres 1945 dem Mutterhaus angehörten, fanden etwa 80 in den Kriegswirren den Tod.

Es dauerte Jahre, bis die zerstreute Schwesternschaft wieder gesammelt werden konnte. Das Ducherower Bugenhagenstift gewährte Obdach und ist im Laufe der Zeit den 200 Schwestern, von denen 1949 etwa 90 Feierabendschwestern waren, zum Mutterhaus geworden, trotz des Mangels an Raum und des permanenten Provisoriums. Es taten sich neue Arbeitsfelder auf, und bereits 1949 waren wieder 14 Probeschwestern in der Ausbildung. Im Grunde war zu keiner Zeit, auch in der schwersten des Exodus nicht, der Dienst beendet. Es war wohl für alle Schwestern die eigentliche Probezeit.

Das letzte Vierteljahrhundert dieses Säkulums, das wir im Blick auf die Geschichte des Diakonissen-

<sup>24)</sup> Vgl. R. Harney, a.a.O., S. 41.

<sup>25)</sup> Ebd., S. 41 f.; ein Bildnis J. Brandts ebd., nach S. 32.

<sup>26)</sup> Meinhof, a.a.O., S. 10.

<sup>27)</sup> Ebd., S. 17.

<sup>28)</sup> Ebd., S. 19 f.; R. Harney, a.a.O., S. 40 f.; vgl. die Handreichung des Kaiserswerther Verbandes „Hundert Jahre Mutterhausdiakonie“, 1936, S. 25 und Beilage S. 1 f.

<sup>29)</sup> Meinhof, a.a.O., S. 20–31.

<sup>30)</sup> Vgl. den Bericht des damaligen Vorstehers von Bethanien, Ernst Poetter, in: H. Klett, Im Dienst der Liebe, a.a.O., S. 16 ff.

Mutterhauses Bethanien in wenigen Umrissen zu zeichnen versucht haben, hat wie uns allen so auch in besonderer Weise dieser Schwesternschaft viele Fragen aufgegeben, die zu beantworten uns oft kaum möglich scheint. Ganz gewiß nicht die schlechteste Antwort geben Bethaniens Schwestern dadurch, daß sie schlicht und treu den Dienst am Nächsten tun, zu dem sie sich berufen wissen und zu dem sie andere rufen, damit die Arbeit weitergeht, in einer Weise, die sich bewährt hat, und auch mit neuen Formen, die es zu erproben gilt.

In einem Beitrag, den Rudolf Alexander Schröder vor über 30 Jahren über Werk und Glaube in der Inneren Mission schrieb, schloß er mit folgender Frage und Antwort: „Sollte im Lauf dieser Welt und der Zeit einmal der eine oder andere Baum im Walde christlichen Bruderdienstes, wie er nach Gottes Ratschluß erwuchs, nach Gottes Ratschluß seiner Zweige und seiner Säfte beraubt werden, was gilt's? Der Same, den er zurücklassen wird, wird der gleiche sein, aus dem er ehemals heraufgewachsen ist; und über diesem Samen wird dann wieder einmal leuchtend das Grund- und Kernwort der Christensendung stehen, das bei Matthäus und Lukas lautet: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn.“<sup>31)</sup>

Dr. Ott

## Nr. 6) Gottesdienst als eschatologisches Heilsergebnis

(Diesen Vortrag hielt Superintendent Dr. Karl-Heinrich Bieritz (Barth) am 8. Oktober 1969 auf der Jahrestagung der Thüringer Kirchlichen Konferenz in Neudietendorf)

### I. DIE KRISE DES GOTTESDIENSTES, GESTALTKRISE ODER SINNKRISE?

Daß unser Gottesdienst sich in einer Krise befindet, ist unbestritten. Was sich zur Avantgarde in unserer Kirche rechnet, hat längst das Interesse an einer Reform des Gottesdienstes verloren. Es geht um nichts mehr und nichts weniger als um die Liquidierung des Gottesdienstes der Kirche und damit letztlich um die Liquidierung dieser Kirche selbst. „Es sind viele Versuche unternommen worden, die Gottesdienste aufzulockern durch neue Formen“, schreibt Pastor Gerhard Schmolze – ein Vertreter jener „Avantgarde“ – im Sonntagsblatt seiner Gemeinde und fährt dann fort: „Das Ergebnis dieser Reformversuche war gleich null . . . Kein Wunder, wenn jüngere Theologen, der Reformversuche und des Abwartens überdrüssig, nun nach ‚Abschaffung des Gottesdienstes‘ rufen und ganz neue Wege der Ausrufung der Frohbotschaft von Jesus suchen.“ Schmolze empfiehlt, die Kirchen zu schließen bzw. die Kirchen- und Gemeinderäume an Turn- und Sportvereine, Universitäten, Mütterberatungsstellen, Musikhochschulen und andere Institutionen zu vermieten, die an Raummangel lei-

den. An die Stelle des gottesdienstlichen Handelns der christlichen Gemeinde treten dann Aktion, Diskussion, Demonstration, Provokation als „ganz neue Wege der Ausrufung der Frohbotschaft von Jesus“. Der Ort dieses „Anti-Gottesdienstes“ ist dann nicht mehr ein abgegrenzter sakraler Raum, sondern die Straße, die Kneipe, der Klub, der Betrieb, das ganze Geflecht der gesellschaftlichen Institutionen. In einer Stellungnahme zu Sektion V von Uppsala hat Fairy von Lilienfeld sehr schön den geistigen und geistlichen Hintergrund dieser Haltung beschrieben: „Christliches Leben“, so sagt sie, „wird hier auch ohne Gottesdienst und Gebet für möglich gedacht. Man sieht im offiziellen Gottesdienst der Kirche etwas Archaisches, Unmodernes. Gott ist in moderner Sprache, in modernem Denken weder definierbar noch anzureden. Das ganze Geschehen des Gottesdienstes wird als schlechthin unverstänlich für den modernen Menschen bezeichnet. Die Vorstellung von einem personalen Gott sei nicht zu vollziehen. Darum könne es auch keine Wendung zu ihm im Gemeindegottesdienst oder im persönlichen Gebet geben. An die Stelle tritt Meditation über das rechte Handeln im Dienst des Nächsten, der Mitmenschlichkeit . . . Das aktive, engagierte Mitwirken an der Gesellschaft ist dann ‚Gottesdienst‘. Der hergebrachte Gottesdienst ist Relikt einer wenig aufgeklärten, mythologisch denkenden Zeit.“

Nun gehen freilich nicht alle – selbst wenn sie diese Voraussetzungen grundsätzlich teilen – so weit, den Gottesdienst der christlichen Gemeinde ganz preiszugeben. Der Position A – verkörpert durch die konsequenten Vertreter des Anti-Gottesdienstes – stehen gleichsam auf Position B die Reformer gegenüber: Leute, die sich noch nicht zu der Erkenntnis von Gerhard Schmolze durchgerungen haben, daß alle Reformen letztlich sinnlos seien; Leute, die sich immer noch von der Modernisierung der Institution „Gottesdienst“ ein gewisses Ergebnis erhoffen, statt gemeinsam mit der „Avantgarde“ in unserer Kirche auf die völlige Liquidierung dieser Institution hinzuwirken. Nicht Abschaffung, sondern Modernisierung, Aktualisierung, Entsakralisierung des Gottesdienstes ist hier das Ziel. Wieder hilft uns hier Fairy von Lilienfeld mit einer Beschreibung der geistigen und geistlichen Haltung, wie sie den Reformbemühungen der „Position B“ zugrundeliegt: Sie – die Reformer nämlich – „trennen den Gottesdienst als solchen von seiner Form. Mutet diese archaisch an, so muß sie durch eine moderne Form ersetzt werden. Es muß eine zeitgemäße Sprache gesprochen werden, es sollen die Elemente der modernen Kultur mit ihrer technischen Möglichkeiten in Bild und Ton auch im Gottesdienst Eingang finden. Vor allen Dingen will man den Eindruck des ‚Sakralen‘ vermeiden. Der Gottesdienst soll nicht mehr in einer besonderen Sphäre stattfinden, die über den Alltag hinaushebt. Nein, er soll Platz in diesem säkularen Alltag von heute haben und auch in seinen Ausdrucksformen Elemente des Alltags aufweisen.“

Soweit die Position der Reformer. Sie wirkt vernünftig, sympathisch, gemäßigt, praktikabel, zu

<sup>31)</sup> R. A. Schröder, Werk und Glaube, in: W. Engelmann, Unser Werk, 1939, S. 11.

kunftsweisend. Und doch: Von den Voraussetzungen her, die beiden Haltungen zugrundeliegen, erscheint die Position A – mit ihrem kompromißlosen „Antigottesdienst“ – zweifellos konsequenter, folgerichtiger, unangreifbarer als die Position B mit ihrem Vertrauen auf die heilsame Wirkung von Reformen. Die Vertreter der Position B müssen sich – stimmt man ihnen auch im Grundsatz zu – doch eine Reihe von Fragen, Einwänden und Hinweisen gefallen lassen, die sich aus ihren eigenen Voraussetzungen ergeben. Fragen, Einwände und Hinweise, mit denen sich die Vertreter der Position B übrigens auch selber immer wieder befassen. Drei solcher möglichen Einwände wollen wir herausgreifen:

1. Wird – unter dem Schlagwort der „Entsakralisierung“ – jede Besonderheit der gottesdienstlichen Sphäre gegenüber der Alltagswirklichkeit bestritten, wird weiter der Gottesdienst bewußt als ein Stück „säkularen Alltags von heute“ verstanden und gestaltet, wird schließlich der „hingebende Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft“ als die einzig mögliche und legitime Form christlicher Existenz in dieser Welt betrachtet und so der „Weltdienst“ grundsätzlich allen Formen des gottesdienstlichen Handelns vorgeordnet, so kommt man um die Frage nicht herum, welchen Sinn dann überhaupt noch die besondere gottesdienstliche Versammlung der christlichen Gemeinde haben kann. Wozu noch Gottesdienst, wenn das Entscheidende doch im „säkularen Alltag“ geschieht? Wozu noch Gottesdienst, wenn diese Veranstaltung sich doch in nichts von diesem Alltag unterscheidet? Wozu noch Gottesdienst, wenn sich kein erkennbarer Sinn mehr aus diesem seltsamen Handeln ergibt? Diese Fragen werden durchaus auch von den Vertretern der Position B gestellt und erörtert. Wir werden im 2. Teil dieses Vortrages sehen, welche Antworten sie darauf zu geben versuchen.

2. Wird das hermeneutische Problem des Gottesdienstes gelöst, wenn man archaische, veraltete Formen in eine neue, zeitgemäße Gestalt übersetzt? Ist „Verständlichkeit“ wirklich immer und überall identisch mit „Modernität“? Wird das gottesdienstliche Geschehen schon dadurch aktueller, wirksamer, hilfreicher, indem man die „Elemente der modernen Kultur“ mit einbezieht? Daß Verstehensschwierigkeiten keineswegs immer und überall auf dem Wege der Übersetzung in die berühmte „Sprache der Gegenwart“ zu beheben sind, zeigt Norbert Müller<sup>1)</sup> sehr schön an dem Beispiel Jörg Zink: Da bemüht sich ein moderner Übersetzer, ein geeignetes Äquivalent für den biblischen Zentralbegriff „Gnade“ zu finden – andere, deutlichere Begriffe oder, wenn das nicht geht, ganze paraphrasierende Wendungen: Freundlichkeit – Liebe – von Gott in den Kreis derer berufen werden, für die

1) Norbert Müller, Die Frage nach gültigen Maßstäben für die gottesdienstliche Sprache, in: Kirchenmusik im Spannungsfeld der Gegenwart, Eine Aufsatzreihe im Auftrag des Verbandes evangelischer Kirchenchöre usw., hrsg. von W. Blankenburg, F. Hofmann und Erich Hübner, 1968, S. 81–90.

Jesus Christus etwas getan hat. „Aber“ – so fragt nun Norbert Müller – „wird dadurch die grundlegende Verstehensschwierigkeit beseitigt? Sind ‚Freundlichkeit‘ oder gar ‚Liebe‘ Gottes weniger mißverständlich als seine ‚Gnade‘? Ist der ‚Kreis‘ der von Gott Gerufenen, für die Christus etwas ‚getan‘ hat, einladend für die geöffnet, denen das Wort von der ‚Gnade‘ nichts sagt?“ Müller kommt zu dem Ergebnis: „Die Verstehensschwierigkeit ist ja hier im Grunde nicht die Folge sprachlichen Bedeutungswandels, dem die Kirche sich nur anzupassen hätte, sondern eines veränderten Verhältnisses zur Sache, eines Bedeutungsverlustes, der durch sprachliche Manipulationen allein nicht auszugleichen ist.“ Was hier vom „Verstehen“ biblischer Grundbegriffe ausgesagt wird, gilt vom Gottesdienst ganz allgemein. So paradox das klingt: Modernität der Form garantiert noch lange nicht die Aktualität des Inhalts. Ein zeitgemäßer, von allen archaischen Relikten entrümpelter, durch „Elemente der modernen Kultur“ angereicherter, entsakralisierter Gottesdienst kann durchaus ein geringeres Maß an Aktualität, Wirksamkeit und Wirklichkeitsnähe aufweisen als ein liturgisches Handeln und Hören in den Formen der Tradition. „Zeitgemäß“ ist eben nicht immer dasselbe wie „situationsgemäß“, und „Aktualität“ ist kein irgendwie chronologischer Begriff, sondern meint stets „die Angemessenheit gegenüber der gegebenen Situation“<sup>2)</sup>. Das ist etwas grundsätzlich anderes als Neuheit und Originalität. Das Problem der „Verständlichkeit“ ist komplexer, als es manche Verfechter einer naiven Reformgläubigkeit wahrhaben wollen: „Zur richtigen Erkenntnis der tatsächlichen Wirklichkeit gehört die Einsicht, daß nicht nur das völlig Neue für den Menschen ‚aktuell‘ ist, sondern ebenso ‚aktuell‘ auch die Wiederholungen einer Situation sind.“<sup>3)</sup>

3. Damit ist schon die dritte und entscheidende Frage angeschnitten: Ist es wirklich möglich, den Gottesdienst als solchen von seiner Form zu trennen? Handelt es sich bei der Krise des Gottesdienstes in unserer Zeit um eine Formkrise? Ist die Krise der Formen nicht nur sekundärer Ausdruck für eine Krise, die viel früher ansetzt und viel tiefer gründet? „Das wirkliche Problem, das mit dem Thema ‚Gottesdienst in einem säkularen Zeitalter‘ angesprochen ist“, sagt Fairy von Lilienfeld in ihrem erwähnten Uppsala-Votum, „liegt in Wirklichkeit gar nicht nur beim Gottesdienst, sondern in der Rede von Gott und in der Möglichkeit der Rede zu Gott überhaupt. Das Problem liegt tatsächlich in der Frage der ‚Existenz Gottes‘“. Ganz ähnlich äußert sich Norbert Müller mit Bezug auf das unter Punkt 2 erörterte Problem der „Verständlichkeit“: „Daß aber ein Verstehen heute . . . prinzipiell schon dort in Frage gestellt ist, wo das Wort GOTT oder auch nur das, was es besagen will, ausgesprochen wird, darüber sollte unter uns kein Zweifel sein.“

2) Joachim Widmann, Der künstlerische Maßstab für die gottesdienstliche Gebrauchsmusik, in: Kirchenmusik im Spannungsfeld der Gegenwart, S. 75–80, hier S. 76.

3) Joachim Widmann, a.a.O., S. 75.

Wir halten fest: Die Krise der gottesdienstlichen Formen ist in Wahrheit eine Krise des personalen Gottesbildes und eine Krise des auf einen solchen personalen Gott gerichteten Glaubens. Hinter der heftigen Kritik an archaischen, sakralen, unverständlichen liturgischen Formen verbirgt sich in Wirklichkeit das Unvermögen, dem überkommenen Gottesbild und der überkommenen Glaubenshaltung noch irgendeine reale und existenzwirksame Bedeutung abringen zu können. Nicht alle sind bereit, diesen Sachverhalt zuzugeben; sie verdrängen diese Erkenntnis, und aus solcher Verdrängung erwächst dann oft jene heftige, beinahe schon neurotisch zu nennende Kritik an vordergründigen Formen.

Die Vertreter der Position A sind freilich hier konsequenter: Sie geben bewußt die Unmöglichkeit zu, ohne den Glauben an einen personalen Gott überhaupt noch einen irgendwie gearteten Gottesdienst feiern zu können, und gehen mit ihrem Anti-Gottesdienst den Weg in das gesellschaftsimmanente, rein zwischenmenschliche Engagement.

So ist die Krise des Gottesdienstes letztlich nicht eine Frage des „Wie“, sondern eine Frage des „Wozu“; auf dieses „Wozu“ spitzt sich alles zu: Wozu noch Gottesdienst in einer säkularen Welt? Wozu noch Gottesdienst, wenn das einzig Entscheidende und Wichtige doch der „hingebende Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft ist? Wozu noch Gottesdienst, wenn der Partner dieses Unternnehmens sich in nebelhafte Fernen verflüchtigt? Wozu noch Gottesdienst, wenn doch keiner mehr versteht, was hier geschieht? Wozu noch Gottesdienst, wenn keiner mehr etwas davon hat, was hier verhandelt wird? Wozu noch Gottesdienst, wenn Gott schweigt?

Es mag einmal Zeiten gegeben haben, da war diese Frage nach dem „Wozu“ verhältnismäßig leicht und eindeutig zu beantworten: Man geht zum Gottesdienst, um sich hier mit dem Wort Gottes konfrontieren zu lassen. Man geht zum Gottesdienst, weil man nicht aus eigener Vernunft noch Kraft... usw. Man geht zum Gottesdienst, um gerettet zu werden, gerechtfertigt zu werden, befreit zu werden von der Last der Schuld. Man geht zum Gottesdienst, um nicht verloren zu gehen – für immer. Doch diese Zeiten sind vorbei. Wer von uns wagt es heute noch im Ernst, mit einem solchen Anspruch den Gottesdienst der Kirche zu etikettieren? Wer von uns wagt es heute noch im Ernst, im Zusammenhang des Gottesdienstes von Rettung und Verdammnis zu reden? So etwas tun nur noch Sekten. Wobei es auffällt, daß deren Versammlungen und Gottesdienste meist recht gut besucht sind.

Soweit die Fragen, die wir an die Position B zu stellen haben – wenn sie im Gewände zukunftsfröher Reformgläubigkeit auftritt. Wohl gemerkt: Es geht hier nicht gegen Reformen an sich. Es geht hier nur gegen die naive Auffassung, man könne durch gewisse Änderungen an der Gestalt des Gottesdienstes irgendetwas erreichen – wenn man sich nicht zugleich ganz radikal der Frage nach dem „Wozu“ stellt. Von einer Seite, von der wir es gewiß nicht erwarten, erfährt diese Feststellung eine unverhoffte Bestätigung.

Da ist die liturgische Bewegung in der katholischen Kirche. Seit nunmehr über 50 Jahren – als Stich tag für den Beginn der sog. volksliturgischen Bewegung gibt man meist den 23. September 1909 an – ist hier ein Übersetzungsprozeß größten Ausmaßes im Gang, der in der vom II. Vatikanischen Konzil in Gang gesetzten umfassenden Liturgiereform seinen bisherigen Höhepunkt erreicht hat. Das erklärte Ziel dieser Reform ist ein Gottesdienst, der sinnvoll, wirksam und zeitgemäß ist, ein Gottesdienst, der klar und durchschaubar ist in Struktur und Gestalt, der Fassungskraft und dem Verständnis der Gläubigen in jeder Weise angepaßt, ein Gottesdienst, der den Glanz edler Einfachheit an sich trägt und nicht vieler Erklärungen bedarf, um verstanden und vollzogen zu werden; ein Gottesdienst, der die volle, tätige und gemeinschaftliche Teilnahme des ganzen Volkes ermöglicht; ein Gottesdienst, der imstande ist, die „Elemente der modernen Kultur“ in sich aufzunehmen und sich bis zu einem gewissen Grade an diese Kultur zu assimilieren. Deshalb übersetzt man alle liturgischen Texte in ein modernes Deutsch, bemüht sich um die Erneuerung der Wortverkündigung, liefert sogar für das Kernstück der Messe, das eucharistische Hochgebet, drei „moderne“ Alternativen, in denen die „Theologie der irdischen Wirklichkeiten“ zu ihrem Recht kommt. Deshalb plant man Eingriffe in die Struktur der Messe, die weit über das hinausgehen, was Luther damals in seiner Bescheidenheit zu ändern wagt. Deshalb faßt man die Schaffung von „Tischmessen“ ins Auge, die dem ersten Abendmahl Jesu möglichst ähnlich sein sollen; deshalb baut man die Kirchen um, öffnet die Türen weit für alle möglichen modernen oder auch nur zeitgemäßen musikalischen Formen und ist noch lange nicht am Ende. Es gibt Leute, die sich von diesen Reformen sehr viel versprechen: Eine unerhörte gemeinschaftsbildende, wandelnde, welt- und menschenverändernde Kraft wird ausgehen von einem solchen erneuerten Gottesdienst, sagen sie, eine missionarische Wirkung großen Ausmaßes, so daß die Zeiten wiederkehren werden, von denen der Apostel Paulus schreibt: „Wenn sie aber alle weisagten und käme dann ein Ungläubiger oder Unkundiger hinein, der würde von ihnen allen ins Gericht genommen und von allen überführt, das Verborgene seines Herzens würde offenbar, und so würde er auf sein Angesicht fallen und Gott anbeten und bekennen, daß Gott wahrhaftig in euch ist.“

Doch da ist der alte Romano Guardini. Sein Name ist wie kein anderer mit der liturgischen Erneuerung verbunden. Wie kein anderer hat er es verstanden, die liturgische Reform theologisch und geistlich vorzubereiten und voranzutragen, den Sinn und die Chancen einer erneuerten Liturgie für einen großen Kreis bewußt zu machen. Und nun ist das Konzil vorbei. Das Ziel, zu dem die liturgische Bewegung unterwegs war, liegt greifbar vor Augen. Mehr ist erreicht, als die Väter der Bewegung jemals in ihren kühnsten Träumen hoffen wagten. Auch Guardini ist am Ziel. Doch dieses Ziel heißt für ihn – Resignation. An dem nachkonziliaren liturgischen Kongreß in Mainz sprach

er: „Ist vielleicht der liturgische Akt und mit ihm überhaupt das, was ‚Liturgie‘ heißt, so sehr historisch gebunden – antik oder mittelalterlich oder barock –, daß man sie der Ehrlichkeit wegen ganz aufgeben müßte? Sollte man sich nicht zu der Einsicht durchringen, der Mensch des industriellen Zeitalters, der Technik und der durch sie bedingten soziologischen Strukturen sei zum liturgischen Akt einfach nicht mehr fähig?“

Gerade rechtzeitig zum Beginn des Konzils erschien eine kritische Studie von Walter Dürig über „Die Zukunft der liturgischen Erneuerung“, die damals – in der Zeit der hochgespannten Erwartungen – ziemliches Aufsehen erregte. Seine These: Zum Wesen der Liturgie gehört 1. ihre Bildhaftigkeit – gottesdienstliches Handeln setzt immer bildhaftes, ganzheitliches Erkennen und Begreifen voraus – und 2. ihr Gemeinschaftscharakter – Liturgie ist ein soziales Geschehen, das Gemeinschaft nicht nur bildet, sondern auch voraussetzt. Zwischen liturgischer Bildhaftigkeit und modernem Denken besteht jedoch ein unüberbrückbarer Gegensatz; der Mensch der Gegenwart ist kaum mehr zu ganzheitlicher Schau, bildhaftem Begreifen, symbolischem Tun in der Lage. Das gleiche gilt für den Gemeinschaftscharakter der Liturgie: Dem fortschreitenden Prozeß der Industrialisierung der Gesellschaft entspricht eine zunehmende Abstraktheit der zwischenmenschlichen Beziehungen; an die Stelle echter Gemeinschaftsbindungen treten „soziale Kontakte“; „Gemeinschaft“ wird durch „Gesellschaft“ ersetzt; dem Verlust der Bildfähigkeit korrespondiert ein Verlust an Gemeinschaftsfähigkeit und an primärer Gemeinschaftsbindung.

Dieser Vorgang hat seine Folgen für den Gottesdienst der Kirche. Giselbert Deussen, der die Gedanken Dürigs in seinem 1968 erschienenen Buch über „Die neue liturgische Gemeinde“ wieder aufgreift und fortführt, läßt keinen Zweifel daran, daß der Gottesdienst als solcher dadurch in eine tödliche Krise gerät: „Damit wird die Liturgie als wesentlich symbolischer und gemeinschaftsbezogener Kosmos in ihrer Wurzel getroffen“, schreibt er. „Kann sie also den ‚säkularen Menschen‘ überhaupt noch erreichen? Ist der Mensch von heute überhaupt noch liturgiefähig?“

Beide – Dürig und Deussen – lassen keinen Zweifel daran, daß dieser Krise nicht durch eine Modernisierung der liturgischen Formen und Zeichen begegnet werden kann, und sei diese noch so radikal. Ja, noch nicht einmal jenen Versuchen, „den Menschen von heute ganz neu in den Geist der Liturgie einzuführen und lebensmäßig in ihr zu verwurzeln“, wird irgendeine Erfolgchance eingeräumt. Beide – Dürig und Deussen – stehen der These von der „missionarischen Kraft“ einer erneuerten, zeitgemäßen Liturgie sehr skeptisch gegenüber; beide sind der Überzeugung, daß der quantitative Schwund gottesdienstlichen Lebens in unserer Zeit nicht so sehr innerliturgische, durch etwaige Reformen zu behebende Gründe hat, sondern vielmehr in der veränderten Lebens- und Glaubenshaltung unserer Zeitgenossen wurzelt: „Die Unfähigkeit des heutigen

Menschen, einen spontanen Zugang zur Liturgie zu gewinnen“, schreibt Deussen, „liegt weniger in der Ablehnung liturgischer Formen als vielmehr in der veränderten Glaubenshaltung.“ Was Dürig mit dem Blick auf die bereits 1955 erneuerte Karwochenliturgie feststellt, dehnt Deussen auf den ganzen Bereich der durch das Konzil in Gang gekommenen Liturgiereform aus: An keiner Stelle ist es bisher auf Grund neuartiger, dem Zeitempfinden angepaßter, verständlicher, sinnvoller liturgischer Feiern zu einer dauerhaften Intensivierung des gottesdienstlichen Lebens gekommen; Umfragen haben ergeben, daß – aufs Ganze gesehen – die Zahl der Gottesdienstbesucher auch nach den Reformen nicht gestiegen ist; was zunächst wie wachsende Beteiligung an gottesdienstlichen Veranstaltungen aussieht, erklärt sich sehr leicht durch das „Neuheitserlebnis“, das originelle, bisher unbekannte Formen immer hervorrufen; nach einer gewissen Zeit läßt das Interesse auch an dem modernsten, aktuellsten, schönsten und verständlichsten Gottesdienst wieder nach. Erfahrungen auf evangelischer Seite mit Jugend- und Jazzgottesdiensten, Gottesdiensten „in neuer Gestalt“, Gottesdiensten „einmal ganz anders“ bestätigen dieses statistisch erhärtete Ergebnis. Auch die produktivste „Fantasie für Gott“ wird schließlich daran scheitern, immer wieder dieses „Neuheitserlebnis“ hervorrufen zu müssen.

Dürig und Deussen stimmen schließlich auch darin überein, daß der Krise des Gottesdienstes in unseren Tagen nicht nur und nicht einmal in erster Linie durch eine zeitgemäße Reform des Gottesdienstes, sondern vor allem durch eine liturgiegemäße Reform des Menschen begegnet werden muß. Das bedeutet, daß durch den Verlust der Bild- und Gemeinschaftsfähigkeit nicht nur der christliche Gottesdienst, sondern auch der säkulare Mensch selber in seiner Existenz bedroht wird. Will man überhaupt noch Gottesdienst feiern in diesen Tagen, ja, will man überhaupt noch etwas ausrichten von der Christusbotschaft in unserer Welt, dann ergibt sich unweigerlich die dringende Aufgabe, Menschen dieser Zeit – und seien es vorerst nur einige wenige – zu ganzheitlicher Existenz, zu integrierendem, bildhaftem Denken und Begreifen, zu dem Erleben echter Gemeinsamkeit und Gemeinschaft zurückzuführen. Zunächst muß eine wirkliche Gemeinschaft entstehen, dann kann in dieser Gemeinschaft auch Gottesdienst gefeiert werden. Die brüderliche Gemeinschaft der Christen untereinander und ihre mitmenschliche Zuwendung zu den andern, die mit dem Vollzug „ganzheitlicher Existenz“ auf das engste zusammenhängt, ist die unabdingbare Voraussetzung jeder sinnvollen liturgischen Feier.

Wir stehen auch hier wieder vor der Alternative: Entweder den Gottesdienst preiszugeben – als ein archaisches, heute unvollziehbares Relikt vergangener Zeiten – oder dem Gottesdienst der Kirche einen Sinn abzugewinnen, der ihn unentbehrlich macht auch für die Menschheit des beginnenden 3. Jahrtausends; besser gesagt: in ihm den Sinn zu entdecken, den dieser seltsame Wanderprediger aus Nazareth meinte, als er zum ersten Mal das Brot brach und den Wein verteilte: „Tut dies zu meinem

Gedächtnis!" Auf jeden Fall heißt das, daß wir uns der Frage nach dem „Wozu“ des Gottesdienstes in unserer Zeit nicht entziehen können; dieses „Wozu“ ist unendlich wichtiger und weitreichender als das „Wie“, das allenthalben heute so heftig diskutiert wird. Die Krise des Gottesdienstes ist keine Gestaltkrise, sondern eine Sinnkrise.

Im folgenden, zweiten Teil dieses Vortrags sollen nun einige Antworten auf dieses „Wozu“, wie sie heute von den verschiedensten Seiten gegeben werden, näher untersucht werden, bevor wir uns dann – in einem dritten Teil – um eine eigene Antwort auf diese Frage bemühen werden.

## II. DER SINN DES GOTTESDIENSTES IN EINER SAKULARISIERTEN WELT: SCHULUNG, ETAPPE ODER FEIER?

### 1. Gottesdienst als Schulung der Gesendeten

Da liegt vor uns ein Dokument, das im April 1967 auf einer Konsultation im „Ökumenischen Institut“ in Berlin erarbeitet wurde und das unter der Überschrift „Gottesdienst in einer säkularen Welt“ wohl ebenfalls zu Sektion V von Uppsala in Beziehung steht. In diesem Dokument wird sehr viel von „Sendung“ gesprochen. Alles kirchliche Tun – selbstverständlich auch der Gottesdienst – hat in einem ausschließlichen Sinne der „Sendung“ zu dienen, ist der „Sendung“ in jeder Weise ein- und unterzuordnen und verliert allen Sinn, wenn dieser „Sendungscharakter“ nicht genügend beachtet oder gar bestritten wird: „Sendung ist deshalb nicht eine Funktion neben vielen anderen Funktionen der Gemeinde, sondern sie macht ihr eigentliches Wesen aus.“ Auf den Gottesdienst bezogen, bedeutet das: „Alle Formen der Versammlung der Christen sind unter dem Gesichtspunkt zu prüfen, ob sie der Sendung dienen. Die Sendung hat die Art der Versammlung zu bestimmen. Die Formen der Sammlung müssen so beweglich sein, daß sie sich der Sendung anpassen. Sie können nicht ein für allemal festgelegt werden, sondern erwachsen ständig neu aus den Erfahrungen der Gemeinde, die im Vollzug der Sendung lebt.“

Was aber verstehen die Verfasser des Dokuments unter „Sendung“? Auch hierzu finden sich einige aufschlußreiche Bemerkungen: „Vollzug der Sendung“, so schreiben sie, „heißt nicht zuerst, Menschen in den Raum der Kirche hineinzuholen. Missionarische Aktivität besteht nicht im Werben für fromme Veranstaltungen. Die Sendung der Gemeinde geschieht als Bezeugung der Liebe Gottes durch Verkündigung des Evangeliums und durch hingebenden Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft.“ Im folgenden wird jedoch deutlich, daß diese Definition keineswegs im Sinne eines polaren Nebeneinanders zweier Wege und Weisen der „Sendung“ zu verstehen ist – Verkündigung des Evangeliums und gesellschaftlicher Dienst – sondern daß die sog. Verkündigung des Evangeliums eben durch den „hingebenden Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft“ erfolgt.

Der Gottesdienst kann in diesem Zusammenhang nur den Sinn haben, Menschen für diesen „hingebenden Dienst“ vorzubereiten und zu schulen. Die Frage nach dem „Wozu“ des Gottesdienstes ist hier eindeutig beantwortet: Der Gottesdienst hat ausschließlich der Schulung für den „hingebenden Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft“ zu dienen. Wie sich die Verfasser dies im einzelnen vorstellen, machen sie an bestimmten traditionellen Elementen des Gottesdienstes deutlich. Als vordringliche Aufgabe der Predigt wird es z. B. betrachtet, dem Christen „Mut zu machen“ für jenen sozialen Dienst, der von ihm gefordert wird: „Unter dieser Predigt lernt es der Christ, im Glauben die Welt als in Bewegung zu verstehen“, schreiben die Verfasser. „Er begreift, daß er es nicht nötig hat, den status quo der Welt hinzunehmen . . . Er erkennt sein Versagen im Beruf, seine Gleichgültigkeit den Nöten der Welt gegenüber, die Tatsache, daß er sich mit vielem abgefunden hat . . .“ Das gottesdienstliche Schulbekenntnis wird auf diese Weise zu einer Art Selbstkritik; der einzelne Christ bzw. die christliche Gemeinde bekennt hier ihr Versagen der Gesellschaft gegenüber, gelobt anhand konkreter Selbstverpflichtungen Besserung und erhöhten Einsatz. Das Fürbittgebet im Gottesdienst wird dann gleichfalls zu einer geeigneten Möglichkeit, konkrete gesellschaftliche und mitmenschliche Verpflichtungen auszusprechen und in verbindlicher Weise zu akzeptieren. Auch Dank und Anbetung erhalten in einem solchen Gottesdienst eine gesellschaftliche Bedeutung: Drückt sich in ihnen doch die Freude der Gemeinde über konkrete positive Erfahrungen im gesellschaftlichen Engagement aus.

Nun ist – auch darauf weisen die Verfasser hin – die als „hingebender Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft“ verstandene „Sendung“ keineswegs eine Aufgabe, die sich auf die Glieder der christlichen Gemeinde beschränkt; sie gilt vielmehr allen Gliedern der Gesellschaft in gleicher Weise und wird von ihnen allen auf den verschiedensten Ebenen erkannt und wahrgenommen. Damit kann auch die Schulung für diesen hingebenden Dienst, wie sie in den Gottesdiensten der christlichen Gemeinde erfolgt, nur eine partielle, im besten Falle stellvertretende Bedeutung für sich beanspruchen; man muß grundsätzlich die Möglichkeit zugestehen, daß diese Schulung auch in den anderen gesellschaftlicher Gruppierungen mit demselben oder mit einem noch größeren Effekt erfolgt.

Der in unseren Gemeinden übliche sog. Hauptgottesdienst ist jedoch nach Meinung der Verfasser nicht in der Lage, die Aufgabe der Schulung für den gesellschaftlichen Ernstfall zu übernehmen; er ist in seinen Formen starr, unbeweglich, unverständlich, unzeitgemäß, nicht nachvollziehbar, wirklichkeitsfremd: „Die normalen Gemeindeglieder erleben den Gottesdienst als etwas, das ihnen an sich fremd ist. Sie erfahren in ihm, von Ausnahmen abgesehen, nicht den Zusammenhang zu dem, was sie in der Welt bewegt. Das leistet dem Mißverständnis Vorschub, Christsein habe mit dem Verhalten in der Welt nichts zu tun . . . Aus den angeführten Gründen kann der übliche Hauptgottesdienst unse-

rer Gemeinden nicht mehr Gottesdienst der missionarischen Gemeinde sein. Die Gemeinden stehen deshalb vor der Aufgabe, für ihren Gottesdienst neue Formen zu finden."

Wir fassen noch einmal die grundlegenden Intentionen dieser Konzeption vom „Gottesdienst in einer säkularen Welt“ zusammen: Das wirklich Entscheidende geschieht im außergottesdienstlichen Raum, im „hingebenden Dienst in den Sachbereichen der Gesellschaft“. Hier geschieht gleichsam Erlösung, hier vollzieht sich Heilsgeschichte, wenn man diese belasteten Begriffe in diesem Zusammenhang überhaupt verwenden darf: Indem die Gesellschaft durch den Dienst ihrer Glieder ihrer Vollendung entgegengeführt wird, verwirklicht sich Heil. Dem Gottesdienst der Gemeinde fällt unter diesen Voraussetzungen die Aufgabe zu, als „Schulung“ für das gesellschaftliche Engagement zu dienen, die Glieder der christlichen Gemeinde für ihren gesellschaftlichen Einsatz vorzubereiten und sie in diesem Einsatz zu noch größeren Leistungen zu befähigen. Ein solcher „Gottesdienst“ geschieht natürlich in einer ausschließlichen Zuwendung zur Welt, zur Gesellschaft, zum Menschen; eine etwaige Zuwendung zu Gott ist nicht notwendig und nicht vorgesehen. Auf die Tatsache, daß sich dieser „Gottesdienst“ dadurch in nichts mehr von den Schulungsveranstaltungen anderer gesellschaftlicher Gruppen unterscheidet, wurde bereits hingewiesen.

Nun wird kein Mensch im Ernst bestreiten, daß der Gottesdienst der Kirche immer schon bis zu einem gewissen Grade „Schulung“ war und dies auch in Zukunft bleiben muß. Zu welch seltsamen Konsequenzen es aber führen kann, wenn man eine Teilwahrheit verabsolutiert und auf die theologische Spitze treibt, zeigt einmal mehr der Beitrag aus dem Ökumenischen Institut in Berlin.

Gottesdienst als Schulung der Gesendeten – es gibt gottlob noch andere Möglichkeiten, den Sinn des Gottesdienstes in einer säkularen Welt zu definieren; Möglichkeiten, bei denen uns wohler ist als bei dem Bewußtsein, nun auch noch im Reiche Christi unaufhörlich auf der Schulbank sitzen zu müssen.

## 2. Gottesdienst als Etappe

Suchen wir einen Theologen, der diese Sinnggebung des Gottesdienstes besonders deutlich vertritt, so stoßen wir auf Götz Harbsmeier. Ich möchte ausdrücklich hier auf seinen kurzen Beitrag zum Stichwort „Gottesdienst“ in der im Kreuz-Verlag erschienenen „Theologie für Nichttheologen“ verweisen. Auch Harbsmeier geht von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß das Entscheidende außerhalb des eigentlich gottesdienstlichen Rahmens geschieht. „Das ganze Leben eines Christenmenschen ist ohne jede Einschränkung Gottesdienst“ – diese unbestreitbare Feststellung hat bei Harbsmeier einen ganz speziellen Sinn: „Das ganze Leben ist die Front des Gottesdienstes. Und der Kirchengang ist die Etappe.“ Das heißt also: Die eigentlichen Entscheidungen fallen nicht hinter den Kirchentüren – die eigentlichen Entscheidungen fallen draußen, an der Front der Welt. Dort werden die Weichen der christlichen

Existenz gestellt. Christlicher Glaube ereignet sich nicht primär im Gottesdienst – er entsteht und bewährt sich draußen, auf dem Schlachtfeld des Alltags: „Der Glaube, der in der Liebe tätig ist, ist der eigentliche Gottesdienst.“ Dort, an der Front der Welt, ereignet sich Heil, vollzieht sich Erlösung. Dort geschieht die Rechtfertigung des Sünders, dort wird der Glaube in der Liebe tätig. Dort werden die Schlachten Gottes geschlagen, die Schlachten der Liebe und der Hoffnung. Dort geschieht alles, was in irgendeiner Weise wirklich und wirksam ist am christlichen Glauben. Gottesdienst – das ist nicht die Stunde zwischen 10 und 11 am Sonntagvormittag, sondern das ist das gelebte Leben, der Dienst im Alltag, die Liebe zur Welt. „Das Christentum hat auch nicht mit Sonntagsgottesdiensten angefangen“, schreibt Harbsmeier, „sondern mit dem Leben und Sterben, mit der Auferstehung und der Übergabe aller Gewalt im Himmel und auf Erden an Jesus von Nazareth. Alles das hat nicht in kircheneigenen Räumen stattgefunden, nicht im Tempel, sondern es ist gelebtes Leben. Im Ursprung war das alles kein Fest, sondern ganz gewöhnliches, geradezu profanes Leben. Im Anfang der Christenheit war nicht der Sonntagsgottesdienst, sondern der Glaube, eben der Glaube, der in der Liebe tätig ist und für den das ganze Leben Gottesdienst ist. Der Herr der Kirche hat denn auch nicht den Sonntagsgottesdienst gestiftet, sondern den Glauben und die Liebe zur Welt.“

Das klingt natürlich alles etwas frömmel und traditioneller als der Beitrag aus dem Ökumenischen Institut in Berlin, läuft aber im Grunde auf dasselbe hinaus: Der Gottesdienst der Kirche kann – wenn überhaupt – diesem primären, welthaften, alltagsbezogenen Geschehen gegenüber höchstens eine sekundäre Bedeutung beanspruchen. Wo es aber nun um das „Wozu“ dieses Phänomens Gottesdienst geht, scheiden sich die Geister: Während die Verfasser des „Beitrags“ mit ihrem Schulungs-Gottesdienst ein höchst zweckhaftes, zweckgebundenes Geschehen meinen – gleichsam eine Art kirchlichen Kasernenhof, um im militärischen Bilde zu bleiben – ist für Harbsmeier der Gottesdienst zwar ein sehr sinnvolles, aber doch zweckfreies Geschehen: Heimaturlaub, Etappe, Ruhe vorm Sturm, Erholung vom Ernstfall. „Der Sonntagsgottesdienst ist die Erquickung der versammelten Gemeinde nach des Tages Last und Hitze und für den kommenden Tag des Christen in der Welt“, schreibt Harbsmeier, und er wird nicht müde, dem kämpfenden Christen ein bilderreiches Mach-mal-Pause zuzurufen: Verweilen auf dem Wege des uns von Gott gegebenen Lebens soll der Gottesdienst sein, lebensnotwendiges Unterstehen, Zur-Ruhe-Kommen, Innehalten, eine reine Wohltat für die, die sich im Gottesdienst des Lebens die Füße wund gelaufen haben, bitter nötige Erlaubnis zur Rast. „Es mag seltsam klingen und ist doch wahr“, schreibt Harbsmeier, „der Sonntagsgottesdienst ist eine Unterbrechung, ist Aufenthalt und Feierabend nach dem Ernstfall täglicher Nachfolge Christi und vor dem erneuten Aufbruch.“

Das alles klingt uns, die wir gerade aus der „Schulung der Gesendeten“ geflohen sind, natürlich etwas

lieblicher und angenehmer im Ohr als die harten, fordernden Töne, die wir dort vernahmen. Aber so zweckfrei, wie sie sich zunächst gibt, ist die Etappe Götz Harbsmeiers nun doch auch wieder nicht. Man fühlt sich bei all dem an das etwas primitive Bonmot erinnert, nach dem normale Menschen arbeiten, um sich einen angenehmen Feierabend leisten zu können, der Deutsche sich jedoch ab und zu einen Feierabend leiste, um dann um so intensiver sich wieder seiner eigentlichen Aufgabe, der Arbeit, widmen zu können. Auch der Feierabend, den Götz Harbsmeier uns anbietet, darf keinesfalls zum Selbstzweck entarten; denn Selbstzweck ist und bleibt die harte Arbeit an der Front des Alltags, und nicht etwa die liturgische Verschnaufpause hinter Kirchenmauern. Einen Vorteil hat die Pausen-Theorie Götz Harbsmeiers jedoch: Sein Gottesdienst ist nicht unbedingt auf einen missionarischen Charakter angewiesen. Die wohlverdiente Ruhepause hinter der Front braucht nicht unbedingt mit all ihren Formen ganz im Zeichen der „Sendung“ zu stehen. Harbsmeier gönnt uns eine Pause im christlichen Alltag, und er gönnt uns in dieser Pause auch gregorianische Gesänge, ein bißchen Weihrauch und ein bißchen Feierlichkeit.

Gottesdienst als Schulung für den Alltag oder als Erholung vom Alltag – das ist schon ein Unterschied, und man kann Götz Harbsmeier keineswegs in den gleichen theologischen Topf werfen wie die Verfasser des „Beitrages“. Doch vergessen wir nicht: Beide gehen von den gleichen Voraussetzungen aus – und diese gleichen Voraussetzungen liegen auch der dritten Konzeption vom Sinn des Gottesdienstes in einer säkularen Welt zugrunde, der wir uns nun zuwenden.

### 3. Gottesdienst als Feier des Glaubens und als Selbstdarstellung der Gemeinde

Hier genügt nicht der Hinweis auf einen einzelnen Autor oder eine Autorengruppe, die diese Konzeption vertritt. Hier muß man wirklich auf die Vielfalt der Stimmen hören, die quer durch alle Konfessionen hindurch mit wachsendem Nachdruck sich diese Sinnggebung des Gottesdienstes zu eigen machen. Manchmal hat man den Eindruck, der so oft totgesagte Schleiermacher sei – zumindest auf diesem Sektor der Theologie – noch recht lebendig: Gottesdienst als Feier des Glaubens, als Selbstdarstellung der Gemeinde, als Ausdruck christlichen Lebens, zeichenhafte Gestaltwerdung christlicher Existenz in dieser Zeit, Bewußtwerdung menschlicher Gemeinschaft usw.

Eines ist deutlich: Auch die Verfechter dieser Konzeption gehen von der gleichen Grundvoraussetzung aus wie die unter 1. und 2. genannten Autoren. Das Entscheidende, Wirkliche, Wirksame geschieht nicht innerhalb des Gottesdienstes – es geschieht vielmehr im Alltag, dort, wo gelebt und gehandelt wird, dort, wo christliche Existenz sich in den Sack bereichern der Gesellschaft verwirklichen und bewahren muß. Das ganze Leben in allen seinen Bezügen, der hingebende Dienst in der Welt und für die Welt ist der eigentliche Gottesdienst – die Stunde hinter Kirchenmauern hat demgegenüber nur eine sekundäre Bedeutung, ist Gottesdienst nur einem abgeleiteten Sinn. Aber – und das ist nur das Neue gegenüber den bisher behandelten Konzeptionen – dieser fortwährende Gottesdienst des Lebens bedarf der Gestaltwerdung, der zeichenhaften Darstellung, der komprimierten Versichtbarwerden in einer besonderen Handlung. Das, was tagtäglich gelebt wird und was nur in dieser alltäglichen Bewahrung Wirklichkeit gewinnt, muß ab und zu einmal zum Ausdruck gebracht, bewußt gemacht und gefeiert werden. Wie er das meint, macht z. B. Dietrich Mendt in seinen Thesen zur „Neugestaltung des Gottesdienstes“<sup>4)</sup> an dem Beispiel der Familie und der Ehe deutlich: „Das Zusammenleben in einer Familie bedarf an sich nicht des besonderen Bewußtseins, daß man Familie ist“, schreibt er. „... ist die automatische Schlußfolgerung aus der Verwandtschaft, daß Eltern bei ihren Kindern leben, Ehegatten miteinander leben, Geschwister zusammengehören. Trotzdem wird eine Familie zerstört, wenn sich ihr Sein als Familie nicht immer wieder bewußt macht. Ein Mann, der seine Frau nicht immer wieder wirklich liebt, ihr bewußt Gutes tut, mit ihr zärtlich ist, wird seine Ehe gefährden. Mutter, die ihren Kindern niemals ein Lied zum Einschlafen singen, keinen Geburtstag mit ihnen feiern, ihnen nicht ab und zu einen Bonbon in den Mund stecken, ertönen in ihnen jeglichen Sinn und natürlich auch jegliche Dankbarkeit für ihr Dasein. Kinder, die Eltern haben, die in der Geborgenheit einer Familie leben. Man braucht eigentlich nichts hinzuzufügen, daß eine Ehe, die aus nichts anderem besteht als aus Zärtlichkeiten, ebenso gefährdet ist, daß Kinder, deren Erziehung sich in der Versorgung mit Süßigkeiten erschöpft, ihrer Familie und dem Sinn ihrer Familie in der gleichen Weise entfremdet werden.“

(Fortsetzung folgt)

<sup>4)</sup> Dietrich Mendt, Neugestaltung des Gottesdienstes. Theologische Vorüberlegungen. In: Calendarium spirituale 69. Evangelischer Almanach. Berlin 1964, S. 22-